



1. Heft | 9. Januar 1908

MAX SCHIPPEL · KOLONIALPOLITIK

EH ich's verstand, da sprach ich frei:
Und nun versteh' ich mancherlei —
Warum sollt' ich nun schweigen?«

GOETHE

I N MEIN Blättern in älteren Schriften und Belegen zur Kolonialfrage stosse ich auf folgenden Bericht des *Vorwärts* über die Sitzung der deutschen Delegation am 15. August 1904 in Amsterdam:

»Vor Beginn der heutigen Kongresssitzung trat die deutsche Delegation zu einer Besprechung . . . zusammen. . . . Zur Frage der Kolonialpolitik bringt Bebel für die Mitglieder der betreffenden Kommission nachstehende Gegenresolution zur van Kolschen ein, um unsere grundsätzliche Stellungnahme schärfer und klarer zum Ausdruck zu bringen. Diese Resolution lautet:

»Die Kolonialpolitik, insofern sie darauf gerichtet ist fremde Länder mit Völkern teilhaftig werden zu lassen, also die Eingeborenen dieser Länder zu uns emporzuheben und sie zu wahren Kulturmenschen zu erziehen, ist ein Bestreben, dem die Sozialisten nicht nur ihre volle Sympathie entgegenbringen, sondern das zu verwirklichen sie bestrebt sein müssen; wo immer sie die Macht und Gelegenheit dazu haben.«

Darauf folgte die übliche, auch 1907 in Stuttgart und bis zur Gegenwart von keiner parteigenössischen Seite angefochtene Verwahrung gegen die bisher vorherrschende *Art der Kolonialpolitik*; »dieser Art der Kolonisation« sei durch Agitation und parlamentarische Rede und Abstimmung auf das schärfste entgegenzutreten.

Diese Erinnerung beweist — neben zahlreichen anderen Kundgebungen, deren Wiederholung mir heute erlassen sein mag — auf das deutlichste, wie wenig im Vorjahre die Mehrheit der deutschen Delegation eine Schwenkung vollzog, als sie in Stuttgart abermals einem sinnesgleichen Satze zustimmte, man verwerfe »nicht prinzipiell und für alle Zeiten jede Kolonialpolitik, die unter sozialistischem Regime zivilisatorisch wirken können«. Es gelang schon deshalb unseren privilegierten Parteirettern diesmal so spottschlecht auch nur eine kümmerliche und mehr als papierene Protestbewegung gegen den unheilswangeren Passus und seine Befürworter in Gang zu bringen.

Mittlerweile haben sich unsere berufenen und ungerufenen Tugendwächter selber einer weiteren Einsicht — oder sollen wir mit der *Bremer Bürgerzeitung* lieber sagen: einer eigenen »Verlodderung des theoretischen Denkens«? —

nicht verschliessen können. Noch in Stuttgart behaupteten sie frisch-frommfröhlich in einer Minderheitserklärung (Ledebour, Wurm, Henry de la Porte, Bracke, Karski), ganz allgemein und ohne Ausnahmen zuzulassen:

»Die kapitalistische Kolonialpolitik, statt die Produktivkräfte zu steigern, zerstört durch Versklavung und Verelendung der Eingeborenen wie durch mörderische, verwüstende Kriege den natürlichen Reichtum der Länder, in die sie ihre Methoden verpflanzt. Sie verlangsamt oder verhindert dadurch selbst die Entwicklung des Handels und des Absatzes der Industrieprodukte der zivilisierten Staaten.«

Das war ein vernichtendes Urteil über jedwede Kolonialpolitik, ohne auch nur für einen einzigen Fall wenigstens mildernde Umstände als möglich und denkbar zuzulassen. Aber siehe da, das Bild änderte sich, als man ernstlich Rede und Antwort stehen sollte, mit verblüffender Plötzlichkeit. Mit überaus anerkennenswertem Nachdruck wurde uns in den letzten Wochen und Monaten bestimmt und immer bestimmter versichert: die Siedelungskolonisation — wahrhaftig, ein recht umfassendes Stück der modernen Kolonialpolitik! — nehme man von diesem vernichtenden weltgerichtlichen Urteilsspruch aus; das sei von vornherein selbstverständlich gewesen, denn bei dieser »Art der Kolonisation« gewahre selbst ein Blinder die umwälzende, gewaltigste Kulturfortschritte nach sich ziehende Steigerung der Produktionskraft. Hören wir ein solches Bekenntnis zu einem besseren und tröstlicheren Glauben:

»An stelle der rückständigsten Wirtschaft, die kaum schon produziert, sondern vorwiegend nur sammelt, was die Natur frei bietet, setzen sie [die Ansiedler europäischer Zivilisation] die höchsten Produktionsmethoden ihrer Zeit . . . Sie setzen nicht bloss . . . hohe Produktivkraft in der Kolonie an Stelle der winzigen Produktivkraft der Wilden, sondern können auch ihre eigene Produktivkraft viel rascher als das Mutterland entwickeln und so zu einer der mächtigsten Triebkräfte der Entfaltung der allgemeinen Produktivkraft der Menschheit werden. Das glänzendste Beispiel dieser Art bilden die Vereinigten Staaten.«

Freilich, freilich — fügt unser kolonialbegeisterter prinzipieller Gegner der Kolonialpolitik mit Recht ein wenig kleinlaut hinzu — »freilich haben diese Kolonien bisher überall zur Zurückdrängung, ja vielfach gänzlichen Vernichtung der Eingeborenen geführt, aber« — hier richtet er sich, innerlich neuberuhigt, wieder auf —:

»Das war nicht eine unerlässliche Folge dieser Methode der Kolonialpolitik . . . Wir müssen sicher bedauern, dass in den Arbeitskolonien [der sehr unglückliche Ausdruck deckt genau das, was man sonst und zwar besser *Siedelungskolonie* nennt] nicht in gleicher Weise die Eingeborenen zivilisiert, erhalten und zu nützlichen Bürgern des Landes gemacht wurden, das darf uns aber nicht veranlassen die ungeheuren Vorteile zu verkennen, die solche Kolonien für die Entwicklung der menschlichen Produktivkraft bedeuten.«

Und so bleibt es, was die kolonialisatorische Erschliessung der Vereinigten Staaten, Kanadas und noch anderer amerikanischer Riesengebiete, ferner des grössten Teils von Australien, von Südafrika, von Nordostasien (Sibirien) und noch anderer Erdstriche anlangt, so ungefähr, ja sogar wörtlich bei dem, was man soeben noch vor der Partei und der ganzen Öffentlichkeit als verdächtige Abirrung vom Pfade der prinzipiellen Unschuld zu denunzieren suchte:

»Für die Arbeits-[Siedelungs]kolonien gilt also, dass man wohl ihre Methoden der Behandlung der Eingeborenen sehr oft verurteilen muss, die Kolonisation selbst aber nicht prinzipiell [!!!] ablehnen darf, sie vielmehr als einen gewaltigen Hebel der menschlichen Entwicklung anzuerkennen hat.«¹⁾

1) Vergl. Karl Kautsky *Sozialismus und Kolonialpolitik* (Berlin 1907), pag. 25-26.

Also nicht erst, wie der Stuttgarter Satz schüchtern meinte, in einer besseren sozialistischen Zukunft lässt sich diese oder jene Art von *zivilisatorischer* Kolonisation denken; nein, schon bisher, sogar bei gänzlicher Vernichtung der ursprünglichen, eingeborenen Landinhaber muss man die eine, vielleicht noch immer wichtigste Form der Kolonialpolitik, die Siedelungskolonisation, als unvermeidlich, nützlich und gross, als ungeheuren *Vorteil* für die menschliche Entwicklung anerkennen. Das sind die noch gestern darüber Entrüsteten, dass andere Parteigenossen nicht für alle Zeiten jede Kolonialpolitik *prinzipiell* verwerflich fanden.

II

NUNMEHR jedoch wurden, nach alter deutscher Parteierfahrung, die üblichen Verlegenheitsausflüchte fällig. Sie gingen, wie zu erwarten, unverdrossen und im Vertrauen auf die gutgläubige Kritiklosigkeit der näheren Umgebungen dahin: die Zeit der verteidigten und sogar gepriesenen internationalen Siedelungskolonisation sei eben *v o r ü b e r*. Es sei — um die Marxsche Ausdrucksweise anzuwenden²⁾ — in der ganzen Welt kein Fussbreit jungfräulichen Boden mehr verfügbar, den man mit freien Einwanderern an stelle der eingeborenen Ur- und Vorbesitzer besiedeln könne und dürfe. Das letzte, das allerletzte, allerdings glänzendste Beispiel »dieser Art« hätten eben, wie gesagt, — die Vereinigten Staaten gebildet.

Mit Verlaub: welche Vereinigten Staaten? Die verhältnismässig verschwindenden Küstenstreifen im Osten, von denen der Unabhängigkeitskrieg gegen England ausging? Die *States* gegen Ende des ersten Drittels im 19. Jahrhundert, als noch immer weiter nichts als die Besiedelung der alten Gemeinwesen am Atlantischen Rand im grossen und ganzen als abgeschlossen gelten konnte? Oder die Union der vierziger und fünfziger Jahre, die ihr Wachstum allmählich bis zum Mississippi und Missouri hin zu erstrecken begann? Oder der junge Riese nach dem Bürgerkrieg, an der Wende der sechziger und siebziger Jahre, dessen stürmische Landbesetzungslaufbahn nach dem weiten Innern und dem fernen Westen des Kontinents jetzt eigentlich erst mit Vollkraft anhub? Der amerikanische Zensus nennt *besiedelte* (*settled*) Gebiete diejenigen, auf denen die minimale Bevölkerungsziffer 2 pro englische Quadratmeile erreicht und überschritten wird, und entwirft bei Anlegung dieses Massstabes folgendes eindrucksvolle Bild der erst im letzten Menschenalter vollanschwellenden Siedelungskolonisation im Bereich des Sternenbanners:

Jahr	Besiedelte Gebietsfläche (Quadratkilometer)	Jahr	Besiedelte Gebietsfläche (Quadratkilometer)
1790	619 431	1850	2 536 255
1800	791 783	1860	3 094 432
1810	1 056 577	1870	3 295 129
1820	1 317 577	1880	4 080 882
1830	1 638 737	1890	5 062 941
1840	2 090 886		

²⁾ Marx' grundlegende Definition im Eingang zum Kapitel über die moderne Kolonisationstheorie: »Es handelt sich hier von wirklichen Kolonien, jungfräulichem Boden, der durch freie Einwanderer kolonisiert wird. Die Vereinigten Staaten sind, ökonomisch gesprochen, immer noch Kolonialland Europas.«

Noch in den zwei Jahrzehnten nach dem Bürgerkrieg hat man demnach der siedelungsleeren Wildnis grössere Gebiete abgerungen wie in der ganzen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Will man, was ökonomisch vielleicht richtiger wäre, die Kraft der amerikanischen Siedelungskolonisation messen an dem Übergang *öffentlicher*, das heisst den Indianern unwiderruflich entzogener Ländereien in das *Privateigentum* von Farmern, so würden wir mindestens auf das gleiche Übergewicht der letzten Jahrzehnte stossen, und selbst heute ist die Aufteilung der *public domain* an neue Ansiedler in den Vereinigten Staaten noch lange nicht endgültig abgeschlossen.

Das ist allerdings »das glänzendste Beispiel dieser Art Kolonialpolitik«, um zu unserem prinzipiellen Kolonialgegner zurückzukehren. Aber wenn das durchaus zutreffend und durchaus marxistisch gedacht ist, welche Gedankenlosigkeit gehört alsdann dazu, gleich zwei Seiten darauf zu schreiben, eine »Möglichkeit zu kolonialisatorischer Tätigkeit dieser Art« gebe es »kaum noch irgendwo, sicher nirgends mehr in einem auch nur einigermaßen ins Gewicht fallenden Masse«, denn . . . alle in Betracht kommenden Gebiete seien »bereits besetzt« und mehr oder weniger »selbständig« geworden!

Abermals mit Verlaub: *selbständiger* als die Union seit dem Ende des 18. Jahrhunderts kann überhaupt wohl niemals ein überseeisches Gemeinwesen werden. Aber gerade innerhalb dieser errungenen und von keiner Seite mehr bestrittenen Selbständigkeit entfaltete die soeben noch bewunderte Union erst »diese Art Kolonialpolitik«, nämlich die Siedelungskolonisation, auf das »glänzendste«. Was soll also der Hinweis auf die Selbständigkeit, um die Unmöglichkeit der Siedelungskolonisation international allgemein darzutun? Und *besetzt* in dem Sinne, dass innerhalb gewisser Breiten- und Längengrade keine fremde Macht in Zukunft noch etwas suchen sollte, war die Union schon lange und von jeher, als sie dennoch erst *anfing* den ungeheuer weitgespannten, zunächst fast noch europäerleeren Rahmen ihres Hinterlandes auszufüllen und mit Ansiedlern zu — *besetzen*. Handelt es sich bei der wirklichen, lebendigen und schöpferischen Kolonisation um die eine oder die andere Art der Besetzung? *Besetzt* in dem Sinn, dass auf den Landkarten nur noch ein paar völkerrechtlich zweifelhafte Grenzl意思en genauer einzuzeichnen bleiben, ist schliesslich ganz Afrika; aber von da bis zu der Zeit, wo die riesenhaft ausgedehnten Innenbezirke und Hinterländer mit tätigen Kolonialgesellschaften, Faktoreien, Produktionsbetrieben oder auch nur mit den aktenschreibenden und verordnungserlassenden Ausläufern einer halbwegs wirksamen Verwaltung *besetzt* sein werden, muss zweifellos noch sehr viel Wasser der Kongo und Niger und den Zambesi hinunterlaufen. Für die *Kolonisation* Afrikas ist die erzielte gegenseitige Grenzabsteckung eher nur die notwendige *Vorstufe* und sicherlich niemals ein Endstadium, selbst wenn solche Grenzen ewig unverrückbar blieben. Die eine *Besetzung* steht vor dem *Beginn* der eigentlichen Kolonisation; die andere erst ist der *Verlauf* und *Abschluss* der wirklichen, ökonomischen Kolonisation.

Mit anderen Worten: Nicht die *rückwärts*, nach Europa und dem Mutterlande, den ersten staatlichen Ausgangspunkten laufenden, bald stärkeren bald schwächeren politischen Verbindungs- und Leitungsfäden und ebensowenig die völkerrechtlich und tatsächlich gesicherten oder nicht gesicherten Grenzen geben oder nehmen einem jüngeren, weissen Pflanzstaat den ökonomisch-historisch besonderen Charakter einer Kolonie, mit all den Begleiterscheinungen,

die für unser sozialistisches, allgemeines Urteil über die Kolonialpolitik, gleichviel welcher Länder, massgebend sind. Sondern vorwiegend und ausschliesslich tut dies die nach vorwärts gerichtete, dem Innern des angebrochenen Erdteils zugekehrte Tätigkeit, gleichviel ob dabei mehr das Mutterland oder vielleicht ganz allein der Pflanzstaat in Aktion tritt. Wenn England den Indianern Landgebiet um Landgebiet rechtlich aberkannte und seinen Untertanen rechtlich zusprach — denn die tatsächliche Expropriation vollzogen auch in der Zeit der britischen Oberherrschaft so gut wie immer, in ganz freiem Entschluss, die Ansiedler an Ort und Stelle —, so trieb England Kolonialpolitik. Wenn die, zu noch selbständigerem Leben erwachten Freistaatler die dünne Nabelschnur zwischen sich und London entschlossen ein für allemal durchschnitten, so braucht man über die nach vielen Seiten hin grossen geschichtlichen und politischen Wirkungen kein Wort zu verlieren. Aber an der Kolonisation Inneramerikas, an der kolonisatorischen Politik — die nur noch weniger als bisher von London und noch mehr von den Küstenstaaten ausstrahlte — wurde trotzdem nicht das geringste geändert, solange die Ansiedler nach wie vor fortfuhren Indianer und deren Lebensquellen, die Büffelherden, zu verdrängen und wie bisher, Schritt für Schritt, Europäer und europäischen Landbau nach dem Inneren vorzuschieben. Die Vereinigten Staaten blieben, »ökonomisch gesprochen, immer noch Kolonialland Europas«. Das ist nicht bloss eine sehr tiefe und treffende Bemerkung unseres Karl Marx', sondern ich kenne keinen Wirtschaftsgeographen und keinen ernstzunehmenden Wirtschaftshistoriker, der die Kolonisation des Unionsgebietes mit dem Friedensschluss von 1783 und die Kolonisation Kanadas etwa mit dem *British North America Act 1867* endgültig aufhören liesse. Theoretiker dieser Art findet man höchstens auf deutschen Bierbänken vor.³⁾

Oder wählen wir ein anderes Beispiel. Die erbittert aus dem britischen Kapland fortziehenden, die englische Herrschaft abschwörenden, ihre eigenen Gemeinwesen in der Wildnis gründenden Buren trieben genau die altgewohnte Unterdrückungs- und Vernichtungspolitik weiter gegen die einheimischen Schwarzen und gegen deren Landbesitzrechte. War das gleiche Verfahren in Kapland etwa deshalb *Kolonisation*, weil eine europäische Macht mit einer gewissen Verantwortlichkeit dahinterstand — und war das selbe Verfahren etwa jenseits des Oranje und des Vaal etwas anderes als Kolonisation, weil die Burgher zwar noch immer die gleichen Vorstösse gegen das Innere Südafrikas unternahmen, aber doch als staatlich *selbständiger* Vorposten Europas, als eigenwillige Vertreter europäischer, wenn auch der neuartigen Umgebung angepasster Wirtschaftsweise? In letzterem Sinne ist es nicht einmal richtig, dass solche überseeische Länder mit der gewonnenen Selbständigkeit »aufhören, Objekte einer europäischen Kolonialpolitik zu sein.«⁴⁾ Aber davon ganz abgesehen, wie hätte ein internationales Forum, wie das in Stuttgart, dem nordamerikanischen, australische und japanische Delegierte angehörten, England und Europa verurteilen, dagegen Amerika, Australien, Südafrika und Japan freisprechen dürfen, wenn diese Länder ihrerseits die gleichen Bahnen der Kolonisation und der *Vernichtung* der Produktiv-

³⁾ Vergl. meinen Artikel *Was ist eigentlich eine Kolonie, und was ist Kolonialpolitik?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 817 ff., und dazu die *Faulen Spässe des Vorwärts* vom 28. September 1907.

⁴⁾ Vergl. Kautsky, loc. cit., pag. 27.

kräfte wandeln? Sind Kanada, Australien, Südafrika bereits so gut wie vollkommen selbständige Staatsgebilde, so folgt daraus lediglich, dass die beabsichtigte Verwahrung gegen eine wirklich oder vermeintlich kulturfeindliche Strömung nicht nur an die Adresse Londons und anderer europäischer Hauptstädte, sondern ebenso nach den überseeischen Kolonisationsherden zu richten war — weiter nichts.

III



B die kolonimatorischen Vorstöße nach dem Innern fremder Erdteile mehr vom Mutterlande oder von den überseeischen europäischen Vorposten an den Landungsküsten selber ausgehen, ist also für die ökonomisch-historische Würdigung der verschiedenen *Arten* der Kolonisation ganz gleichgültig. Es bliebe deshalb nur noch zu erörtern, ob mit dem allmählichen, aber noch keineswegs vollendeten Ausscheiden der Vereinigten Staaten aus dem Angebotskreise von Neuland, von fast kostenlosem jungfräulichen Boden, in Gegenwart und Zukunft dem ansiedlungsbegehrenden Europäer jeder ähnliche Ausweg, wie bisher nach dem fernen amerikanischen Westen, nach allen Seiten verschlossen ist. Eine solche Erörterung ist eigentlich nur in Deutschland denkbar; in England zum Beispiel würde sich ein Sturm des Gelächters erheben, wenn jemand ernsthaft eine solche Frage als strittig behandeln wollte.

Wie steht es beispielsweise gleich mit dem Nachbarlande der Union, mit Kanada, nachdem die kümmerlichen Überreste des Indianertums auf Reservate beschränkt und alle Ländereien der Krone, dem *Dominion* (Bund) und den Provinzen (Einzelstaaten) juristisch zugesprochen wurden? Genau so, oder ganz ähnlich wie in den als Muster der einen Art der Kolonialpolitik gerühmten Vereinigten Staaten, nur dass die Vereinigten Staaten bei ihrer Kolonisierungspolitik — noch selbständiger waren als Kanada. In einem der letzten Berichte des landwirtschaftlichen Sachverständigen beim deutschen Konsulat in Chicago heisst es:

„In Nordontario stehen nach öffentlichen Bekanntmachungen bis zu 25 Millionen Hektar der *Besiedlung* offen, für Britisch Kolumbia werden dafür zwischen 10 Millionen und 24 Millionen Hektar angegeben. Auch in Quebec und New Brunswick harren noch verschiedene Millionen Hektar der Besiedlung, ohne dass es freilich ohne weiteres klar läge, inwieweit sie landwirtschaftlich anbauwürdig sind. So viel steht aber fest, dass die *Dominion* von Kanada noch Hunderttausende von Quadratkilometern [die benutzte und r. benutzte Bodenfläche des ganzen Deutschen Reiches mit seinen 62 Millionen Einwohnern umfasst 540743 Quadratkilometer!] unbenutzten landauffähigen Landes besitzt, von dem der weitaus grösste Teil mehr oder weniger fruchtbarer Prärieboden ist und das zu besiedeln die Regierung in letzter Zeit besondere Anstrengungen macht. Von dem gesamten Grund und Boden sind erst etwa 30 bis 34 Millionen Hektar oder rund 3,5 % in Privat Hände übergegangen. Der übrige (940 Millionen Hektar) ist noch im Staatsbesitz.“

So viel, um immer mit Karl Marx zu sprechen, über den verfügbaren Vorrat an »jungfräulichem Bodene«, über die materielle Unterlage dieser *Art* der Kolonialpolitik. Und nunmehr, um das Bild einer »wirklichen Kolonie«, eines »Koloniallandes Europas« zu vervollständigen, zur »freien Einwanderung«, zum persönlichen Faktor dieser, die Produktivkräfte des europäischen Kulturkreises gewaltig steigernden Kolonisation:

„Die Zahl der fremden Zuwanderer ist, wohl mit wenigen Unterbrechungen, von Jahr zu Jahr gestiegen und wird aller Voraussicht nach im Jahre 1907 die von 200 000

nicht unbedeutend übersteigen (1906: 189 000). Dass hiervon die grösste Menge Landsiedler waren, geht schon aus dem Zuge nach den westlichen Ackerbauprovinzen und der Höhe des aufgenommenen öffentlichen und Privatlandes hervor. Es war rund

in den Jahren	Zahl der Einwanderer	Zahl der aufgenommenen öffentlichen Heimstätten	Verkauf von Eisenbahnland (Hektar)
1892 bis 1896	114 000	16 400	300 000
1897 bis 1901	171 000	29 500	1 000 000
1902 bis 1906	662 000	145 000	4 130 000.

In der Tat, die »Möglichkeit kolonisatorischer Tätigkeit«, ähnlich wie in den gepriesenen Vereinigten Staaten, hat »nur noch akademische Bedeutung«: sie kommt »kaum noch irgendwo, sicher nirgends mehr in einem auch nur einigermaßen uns Gewicht fallenden Masse« in Betracht! Der Zufall will, dass ich zur selben Zeit, da ich dies lese, in einem Vortrage Dr. Theodor Barths die Auffassung des jetzigen liberalen Regierungsleiters von Kanada, Sir Wilfrid Lauriers, erwähnt finde: in den nächsten fünfzig Jahren werde Britisch Nordamerika eine Siedelungsentfaltung erleben, wie sie das geschichtlich zunächst begünstigtere Nachbarland, die Vereinigten Staaten, in den letzten hundert Jahren durchgemacht hätte. Beweist alles nichts. »Bereits besetzt« ruft uns Genosse Kautsky von seinem Papststühlchen aus zu.

Aber wenn das alles noch immer nichts beweist, dann bitte ich zuguterletzt endlich einmal bei einer ganz untrüglichen Autorität Rat zu holen. Zum Beispiel in des Genossen Karl Kautsky *Agrarfrage* vom Jahre 1899, seit der sich die Weltgeschichte wohl kaum schon völlig in ihr Gegenteil verkehrt haben kann. Hier wird unserer europäischen Landwirtschaft die fortgesetzte, unerträglich preisdrückende Konkurrenz »der Kolonien«, nämlich »Amerikas und Australiens«, in düsteren Leichenbitterfarben geschildert:

»Unermessliche Strecken fruchtbaren Landes liegen herrenlos da, denn ihre ursprünglichen Herren, die wenig zahlreichen Ureinwohner, werden ausgerottet oder auf kleine Landstriche zusammengedrängt . . . Das Bild der *kolonialen* Landwirtschaft, das wir eben gezeichnet, gilt für die Vereinigten Staaten nur noch in geringem Masse Heute ist aller [?] fruchtbare Boden in den Vereinigten Staaten Privateigentum. Die Zunahme der Zahl der Farmen wird immer langsamer⁵⁾ Aber diejenigen sind sehr im Irrtum, die daraus schliessen, die Agrarkrisis werde nun bald überwunden sein. Der Prozess, der sie hervorgerufen, geht ununterbrochen weiter und erschliesst immer wieder neue Regionen, sowohl der Kolonien, wie Noch ist in Kanada, in Australien, in Südamerika unbesiedeltes Land zu finden [folgen Riesenziffern] Sibirien mit seinen 160 Millionen Hektar Getreideboden wird dem Weltmarkt durch eine Eisenbahn erschlossen Seit 20 Jahren prophezeien uns optimistische, namentlich liberale Ökonomen das baldige Ende der Agrarkrisis; seit 20 Jahren vertieft und verbreitet sie sich von Jahr zu Jahr. Wir haben in ihr nicht mit einer vorübergehenden, sondern einer ständigen Erscheinung zu rechnen . . . Die Agrarkrisis kann also nur enden in der einen allgemeinen Krisis der gesamten kapitalistischen Gesellschaft. Man mag diesen Termin weiter entfernt oder näher annehmen, gewiss ist, dass die Agrarkrisis in der kapitalistischen Gesellschaft nicht mehr aufhören wird, dass sie zum ehernen Bestand derselben gehört.«⁶⁾

⁵⁾ Vergl. dazu meinen in Note 3 genannten Artikel, pag. 822.

⁶⁾ Vergl. Karl Kautsky *Die Agrarfrage* (Stuttgart 1899), pag. 241, 244, 246, 247, 248. × Neuerdings hat uns übrigens der Genosse Parvus umgekehrt bewiesen, dass die europäische Bauernschaft nicht an dem dauernden krisenhaften Preissturz, sondern an der erst recht dauernden schauerhaften Preishausse zu Grunde gehen wird und muss: »Die Brotteuerung wird permanent . . . Wir gehen einer Bauernnot entgegen, hervorgerufen durch eine Teuerung, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat.« Wer sich für die Psychologie dieser marxistischen Wissenschaft interessiert, der lese, neben Kautsky, Parvus *Die Kolonialpolitik und der Zusammenbruch* (Leipzig 1907).

Mit dem Rückschlag des überseeischen Landkolonisationsfortschreitens auf die europäische Agrarproduktion hat unsere heutige Auseinandersetzung nichts zu schaffen. Hierfür genügt uns durchaus das Zugeständnis: Es kann und wird innerhalb der verschiedensten Erdstriche — ähnlich wie seit Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten, dem »glänzendsten Beispiel« für »diese Art Kolonialpolitik« — weiter siedelungskolonisiert werden. Und zwar deshalb, weil die beiden Grundvoraussetzungen »wirklicher Kolonien«: einerseits Verfügung über herrenlos gemachtes oder weiter herrenlos zu machendes Land, über »jungfräulichen Boden«, und andererseits Verfügung über grosse landbeherrschende Zuwanderermassen, in den interessierten Gemeinwesen, so bald nicht verschwinden werden.

Die Unterfrage, ob bei dieser unwiderstehlich sich fort und fort vollziehenden Siedelungskolonisation mehr diesem oder jenem europäischen Mutterlande oder, wie bisher schon in Amerika, mehr den selbständiger werdenden und schliesslich ganz unabhängigen, majoren gewordenen überseeischen Vorposten und Pflanzstaaten europäischer Kultur die bestimmende Führung zufallen wird und soll, ist für die allgemeine *prinzipielle* Beurteilung der Siedelungskolonisation selber, dieser einen, fortgesetzt gleich bedeutungsvollen Art der Kolonialpolitik, durchaus gleichgültig. Sollen und dürfen Völker und Völkersplitter des europäischen Kulturkreises⁷⁾ Indianer, Australneger, Hottentotten und Kaffern von ihrem Jagd- und Weideland verdrängen und an deren Stelle europäische Ackerbauer und Viehzüchter setzen? Hier, ausschliesslich hier, fällt die *prinzipielle* Entscheidung über die Politik der Siedelungskolonisation. Diese *prinzipielle* Entscheidung muss offenbar in ganz der selben Weise für oder gegen lauten, gleichviel, ob das aktive weisse Volks-, Staats- oder auch nur Korporationsgebilde England, Frankreich, Deutschland, amerikanische Union, Kanada, Australien, Transvaal-Oranje- und Kapland oder *South African Company* (Rhodesien) heissen mag.

Und über diese allgemeine und prinzipielle Stellungnahme bedarf es jetzt, nach den eigenen unvorsichtigen und verlegenen Zugeständnissen der *prinzipiellen Kolonialgegner* keines weiteren Wortes mehr: hier handelt es sich, wie Genosse Kautsky so schön sagt, um »eine der mächtigsten Triebkräfte der Entfaltung der allgemeinen Produktivkraft der Menschheit; gegen diese Art Kolonialpolitik dürfen wir uns sicher nicht ablehnend verhalten.«

Über die zweite Art seien das nächste Mal gleichfalls ein paar längere Ausführungen gestattet.

XX

EDUARD BERNSTEIN · DAS WERK DES PREUSSENTAGES UND DER WAHLRECHTSKAMPF



ASST man das Ergebnis der Beratungen und Beschlüsse des Parteitages der Sozialdemokratie Preussens zusammen, der vom 21. bis zum 23. November 1907 in Berlin getagt hat, so kann man sagen, dass er das der Aufklärungsarbeit dienende Arsenal der Partei um einige inhaltreiche Referate bereichert und in der Organisationsfrage die Partei einen guten Schritt vorwärts gebracht hat. Letzteres werden auch

⁷⁾ Ich gebrauche den Ausdruck der Kürze wegen; vergl. meinen oben genannten Artikel, pag. 89, Note 1.

diejenigen zugeben, die der Ansicht sind, dass die jetzt beschlossene Organisation der Sozialdemokratie Preussens noch nicht ganz der Grösse der ihr zufallenden Aufgaben entspricht.

Ein weniger befriedigendes Bild bietet die Debatte über die Frage, von der viele erwartet haben, dass sich der Parteitag ganz besonders eingehend mit ihr beschäftigen werde, nämlich die des Wahlrechtskampfes in Preussen. So vortrefflich sie durch das eindrucksvolle Referat des Genossen Arons eingeleitet wurde, so kraftvolle Reden für den Kampf aus der Mitte des Saales gehalten wurden, so brachten alle diese Reden und die zum Schluss einstimmig angenommene Resolution nur eben den Kampfeswillen der Partei zum Ausdruck, an dem auch vorher niemand gezweifelt hatte, jedoch äusserst wenig über die Form und Organisierung des Kampfes. Die Resolution war ein Rütlich-vur der in stattlicher Zahl versammelten Delegierten der Sozialdemokratie Preussens und soll als solcher nicht unterschätzt werden. Auf dem Rütli hat man jedoch noch mehr getan als zu schwören: »Eher den Tod als in der Knechtschaft leben.« Ich gebe ohne weiteres zu, wie ich das auch schon auf dem Parteitag selbst getan habe, dass man in einem grossen Kampf nicht seine Pläne in ihren Einzelheiten von vornherein vor dem Gegner ausbreitet. Die Rütlimänner, um beim Bilde zu bleiben, liessen die Gessler und Genossen nichts von ihren Plänen wissen. Aber der Dichter des *Tell* legt dem bedeutendsten der Verschwörer auf dem Rütli die Worte in den Mund: »Säumt man so lang, so wird der Feind gewarnt; zu viele sind's, die das Geheimnis wissen.« Und die Sozialdemokratie ist keine Verschwörerpartei. Massenaktionen, falls sie nicht spontan aus der Situation heraus von der Masse selbst ins Werk gesetzt werden und dann Freund und Feind gleichmässig überraschen, können nicht so geheim vorbereitet werden, dass nicht die Kunde schon vor der Ausführung an die Gegner gelangt. In der Regel ist hier Geheimniskrämerei nur vom Übel. Indes, es gibt Ausnahmen, und nichts liegt mir ferner als zu verlangen, dass man alle Möglichkeiten, die Gegner durch Wahlrechtsdemonstrationen zu überraschen, auf dem Markt durchhechelt. Gibt es doch auch Methoden ohne Aufgebot besonders grosser Massen wirkungsvoll zu demonstrieren. Mag man also Pläne dieser Art ruhig *in petto* halten, ich habe nichts dagegen, solange es nicht die Pläne des Generals Trochu sind. Die Hauptsache ist, dass man aus der alten Routine heraustritt. Die Protestversammlungen, die aus Anlass des Zusammentritts des preussischen Landtages am 26. November in ganz Preussen stattgefunden haben, waren in ihrer Art sehr schön und gut, sie scheinen grössere Massen in Bewegung gesetzt zu haben als ihre Vorgänger. Ob sie aber auf die Gegner grösseren Eindruck gemacht haben, ist weniger sicher. Und niemand verbürgt uns, dass die nächste Wiederholung noch grössere Massen aufbieten wird. Wir müssen damit rechnen, dass alle Mittel der Demonstration sich abnutzen.

Nun kann man die Frage aufwerfen, ob denn überhaupt im heutigen Preussen daran auch nur gedacht werden kann durch Demonstrationen irgend welcher Art etwas Nennenswertes zu erreichen. Wer zum Beispiel, wie der Genosse Wurm, Preussen für das politische Musterland der Welt hält, die politische Reaktion als einen Beweis von der Stärke der Sozialdemokratie bejubelt und auf jedes Land mitleidig als zurückgeblieben herabblickt, in dem noch politische Fortschritte gemacht werden, dem kann man eine gewisse Logik nicht ab-

sprechen, wenn er zu dem Schluss kommt: Wozu irgend welche neue Form der Demonstration? Bleiben wir beim guten Alten und lassen wir — so lautete es ja wörtlich — »den preussischen Landtag verfaulen«! Die Folgerichtigkeit des Schlusses soll nicht bestritten werden, um so fraglicher steht es aber mit der Weisheit der Ausgangssätze. Ich will nicht davon reden, dass im Ausland selbst in sozialdemokratischen Kreisen das Gegenteil von Bewunderung kundgegeben wird, sobald die Rede auf die drei Millionen sozialdemokratischer Stimmen und die politische Stagnation in Deutschland kommt; denn man hat im Ausland vielfach noch übertriebene Vorstellungen vom Höhegrad der Polizeiherrschaft in Deutschland. Preussen ist so wenig das politische Normalland, dass es sich heute gezwungen sieht den es umgebenden Gross- und Kleinstaaten in der Frage des Wahlrechts, Vereinsrechts usw. einen Schritt nachzumarshieren. Weshalb hat Fürst Bülow die Wahlrechtsreform in Preussen auf die Tagesordnung setzen lassen? Nach Wurm wäre es ein Beweis von der Schwäche der Sozialdemokratie, wenn in Preussen das Wahlrecht irgendwelche Verbesserung erfährt.¹⁾ Zu solcher Folgerung bin ich nicht kühn genug im Marxismus und war es auch nie. Aber ich gebe zu, dass man auch nicht behaupten kann, wir hätten Bülow durch unsere Versammlungen gezwungen an die Wahlreform in Preussen heranzugehen. Wenn sie heute kommt, so erstens, weil die Blockpolitik eine andere Zusammensetzung des preussischen Landtags erheischt, und zweitens, weil ausser Russland kein nichtdeutscher Staat Europas ein jämmerlicheres Wahlrecht hat als Preussens Erbstück aus der Reaktion von 1849. Ein wenig muss Preussen der allgemeinen Entwicklung folgen.

Wir bekommen also ein anderes Wahlrecht in Preussen, auch wenn wir uns hinter den Ofen setzen und die Hände falten. Es fragt sich nur, wie es aussehen wird, ob uns seine Gestalt gleichgültig sein kann, und ob wir die Möglichkeit haben auf diese einen Einfluss auszuüben. Der Parteitag hat die Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts aller Erwachsenen ohne Unterschied des Geschlechts und nach Verhältniswahl gefordert. Das ist unsere grundsätzliche Forderung, wir wissen aber alle, dass dafür weder die Regierung noch irgend eine bürgerliche Partei in Preussen zu haben ist. Wir müssten, um sie im heutigen Preussen der Regierung auf- oder abzuwingen, über eine so starke Macht verfügen, dass sie auch ausreichte an die Stelle der heutigen Minister einen sozialdemokratischen Revolutionsausschuss zu setzen. Selbst die Übertragung des weit weniger tiefgreifenden und die Sozialdemokratie stark benachteiligenden Reichstagswahlrechts auf Preussen, wofür doch Freisinnige und Zentrum sich immerhin platonisch erklärt haben, würde heute nicht ohne Ausübung eines Drucks durchzusetzen sein, der weit über alles hinaus gehen müsste, was die Partei bisher auf diesem Gebiete geleistet hat.

Auf dem Parteitag griff leider bei diesem wichtigen Punkt der Tagesordnung sehr bald eine Hurrastimmung um sich, die eine sachgemässe Erörterung der

¹⁾ »Die Reaktion schreitet immer weiter fort, je stärker die sozialdemokratische Partei als solche wird. [Sehr richtig!] Das ist eine naturnotwendige Entwicklung, und wenn die Reaktion wächst, so ist das ein Zeichen, dass wir stark sind.« So Wurm in der Sitzung vom 22. November 1907. Merkwürdig, dass so viele Staaten mit wachsender Sozialdemokratie trotzdem das Wahlrecht in demokratischer Richtung reformiert haben. Jedenfalls hätten wir der österreichischen, schwedischen etc. Sozialdemokratie zu ihren Erfolgen im Wahlrechtskampfe nicht Glückwunschschriften, sondern Trauerbriefe mit der Widmung schicken müssen: »Wie schwach muss die Partei dort sein! (Wurm).«

taktischen Fragen des Wahlrechtskampfes gar nicht aufkommen liess. Von den Rednern der Berliner Delegation, die die vorderen Plätze des Saales einnahmen, wurde sie sogar direkt perhorresziert. Die blosser Erwähnung der Tatsache, dass wir in Preussen die am stärksten organisierte politische Zentralgewalt unserer Tage gegen uns haben, ward als eine Beeinträchtigung der Kampfesfreude verfehmt. Es war, als ob es sich auf dem Parteitag darum gehandelt hätte erst die Delegierten für den Kampf zu gewinnen, und unter diesem Gesichtspunkt würden die Reden der Genossen Wels, Friedlaender usw. gewiss alles Lob verdienen. Aber darum handelte es sich nicht. Ebenso wenig besteht die Masse der sozialistischen deutschen Arbeiter aus Kindern, denen man goldene Berge vorzaubern muss, um ihre Tatkraft zu entflammen. Schon in ihren wirtschaftlichen Kämpfen lernen sie nur zu oft um relativ geringfügiger Verbesserungen willen die höchste Kraft in Bewegung zu setzen. Sie wissen sehr gut, dass nicht jeder Baum auf den ersten Hieb fällt, und darum hat es gar keinen Sinn die Möglichkeit, dass wir das Wahlrecht nicht im Sturm erobern, nur einander heimlich ins Ohr zu tüscheln. Wir müssen, wie die Verhältnisse in Preussen liegen, von vornherein mit ihr rechnen.

Wenn wir das volle demokratische Wahlrecht nicht durch ausserparlamentarischen Kampf erobern, so kommt höchstens eine Partialreform zu stande. Wie die aussehen wird, hängt von dem Machtverhältnis der Parteien im kommenden Landtag ab. Fürst Bülow wird dem Block nicht einen Entwurf mit den Worten *Hier, Vogel, friss oder stirb!* hinwerfen. Er wird sich voraussichtlich mehr negativ als positiv äussern, dass heisst mit mehr Emphase die Punkte bezeichnen, die für die Regierung unannehmbar sind, als die, über die sie mit sich reden lassen will, und jedenfalls wird er dem Geschäftsstreit der Parteien einen gewissen Spielraum lassen. Was dabei herauskommt, ist aber keineswegs für die Sozialdemokratie so ganz und gar gleichgültig. Ihr Interesse erheischt, dass das Schwergewicht der Wage im kommenden Landtag möglichst auf der Seite des demokratischen Wahlrechts liegt.

Wäre die Freisinngruppe in Preussen für die Sozialdemokratie bündnisfähig, so wäre das aus dieser Situation sich ergebende Problem leicht gelöst. Kein Prinzip verbietet der Sozialdemokratie Wahlbündnisse zu bestimmten Zwecken einzugehen, keiner ihrer grossen Vorkämpfer hat den Gedanken an solche Bündnisse grundsätzlich verpönt, alle haben vielmehr die Bündnisfrage als Zweckmässigkeitsfrage im grossen Sinne betrachtet. Aber wir haben den Freisinnigen gegenüber gar nicht die Wahl, ob Bündnis mit ihnen oder nicht. Die Sache ist vielmehr die, dass die Freisinnigen uns nicht wollen. Sie wollten kein Bündnis mit der Sozialdemokratie, als sie noch nicht dem Block angehörten, und jetzt, wo sie ihm beigetreten sind, wollen sie es erst recht nicht; um objektiv zu bleiben, füge ich hinzu: können sie es gar nicht wollen. Das eine schliesst das andere aus. Es ist mir denn auch gar nicht eingefallen der Partei zu empfehlen den Freisinnigen jetzt ein Bündnis anzubieten. Das hätte ja geheissen ihr die unwürdige Rolle des Hausierers zumuten, der, aus dem Lokal herausgeworfen, sich draussen die Knochen reibt und zurückeruft: Wollen Sie mir die Ware abkaufen für den halben Preis, ehe ich geh'? Nein, ohne sich wegzuworfen, kann die Partei gar nicht die Bündnisfrage an die Freisinnigen stellen. Der Parteivorstand hat das in dieser Hinsicht Mögliche und Wünschbare getan, als er durch sein Mitglied Müller die Erklärung Singers wiederholen

liess: »Uns ist im Kampfe um das demokratische Wahlrecht jeder aus dem bürgerlichen Lager willkommen, der uns in diesem Kampf helfen will.« Das sagt, was die Bündnisfrage betrifft, jedem, der hören will, genug.

Aber damit ist die Frage der Wahltaktik nicht erledigt. Als vor jetzt zehn Jahren der Vorschlag der Wahlbeteiligung in Preussen durch Bebel und Auer auf die Tagesordnung gesetzt wurde, schrieb Auer an mich — der ich den Vorschlag etliche Jahre früher propagiert hatte und nun auszurechnen suchte, wieviel Mandate für die Linke des Landtags durch ein Zusammengehen von Freisinn und Sozialdemokratie zu gewinnen seien —, an die Erringung von Mandaten mit Hilfe der Freisinnigen sei für uns beim jetzigen Wahlsystem gar nicht zu denken. Wenn wir mit der Absicht in den Wahlkampf zögen Mandate zu erlangen, dann würde das Ende nicht eine Schwächung, sondern eine Stärkung der Rechten des Landtags sein. Wollten wir die Reaktion im Landtag schwächen, so bliebe uns nur eines: ohne Verlangen einer Wahlgegenleistung für jeden einigermaßen zuverlässigen Freisinnigen zu stimmen. Die seither erfolgten Wahlen haben gezeigt, wie sehr Auer damals richtig sah. Und von den geringfügigen Möglichkeiten abgesehen, wo wir infolge der vorjährigen Neueinteilung der Sitze Aussicht haben aus eigener Kraft Mandate zu erobern, stehen die Dinge heute noch ebenso. Die Frage ist nur: Können wir nach allem, was inzwischen geschehen ist, insbesondere nach Eintritt der Freisinnigen in den Block heute noch das tun, was 1897 immerhin möglich war? Empfindlichkeit darf in der Politik keine Rolle spielen, der Verdruss darüber, dass der Freisinn bei der Reichstagswahl mit den Konservativen gegen uns gemeinsame Sache machte, darf unser Urteil über das bei der Landtagswahl Notwendige nicht beeinflussen. Indes kommt hier noch ein anderes Moment in betracht. Das Bewusstsein, dass sie für uns das kleinere Übel sind, hat auf die Freisinnsführer geradezu als ein Freibrief für alle möglichen Preisgebungen gewirkt. Weshalb sich genieren? Die Sozialdemokraten müssen im entscheidenden Moment doch für uns stimmen! Das ist seit Jahren das Leitmotiv bei dem grössten Teil der Freisinnsführer. Schon Eugen Richter hat es in seiner unverblünten Manier seinerzeit offen zum besten gegeben. Des deutschen Freisinn Existenz ist ein beständiges Zusammengedrückt- und Aufgepuschetwerden. Von rechts und links bedrängt, würde er parlamentarisch kaum noch zählen, wenn er nicht von den Rechtsparteien als das kleinere Übel gegen die Sozialdemokratie, von der Sozialdemokratie als das kleinere Übel gegen die Rechtsparteien immer wieder Hilfe bekäme. Es ist eine peinliche Situation, dieses Leben auf Krücken. Aber man gewöhnt sich an vieles, und der *homo politicus liberalis* ist merkwürdig anpassungsfähig.

Bisher indes hatte diese Schaukelexistenz das eine, dass die freisinnige Schaukel ziemlich gleichmässig nach rechts und links pendelte. Wenn es darauf ankam, blaffte Eugen Richter auch die Konservativen an. Mit dem Eintritt der Freisinnigen in den Block hört auch das auf. Ich beurteile den Block etwas anders als es in den meisten Parteiblättern geschieht. Ich halte ihn nicht bloss für einen schlechten Witz des Tages und auch nicht für eine reine Prellerei des Freisinn durch Bülow. Er ist ein natürliches Produkt der parlamentarischen Dynamik, ein unfreiwilliges aber unvermeidliches Zugeständnis Bülows an den Parlamentarismus. Tatsächlich hatten wir ja auch vorher einen Block: den Block der Zollmehrheit. Er wirkte sozusagen automatisch, weil er von der äussersten

Rechten bis zu den Nationalliberalen eine ununterbrochene Reihe darstellte. Aber es gab auch in ihm der Gegensätze genug. Der Bruch Bülow's mit dem Zentrum hat einen neuen Block notwendig gemacht, der schwieriger arbeitet, weil er in der Mitte durchbrochen ist. Aber er mag darum doch eine Weile arbeiten. Das Gezänk der Blockparteien unter einander beweist in dieser Hinsicht garnichts, daran haben es auch in anderen Ländern die Blockparteien nicht fehlen lassen. Nicht die Liebe hält die Parteien zusammen, sondern der Druck, die Gemeinsamkeit des Interesses gegen dritte. Und der dritte ist in diesem Falle in erster Linie die Sozialdemokratie.

Ob der Freisinn als Teil des Blocks mehr für sich durchsetzt als wenn er draussen geblieben wäre, wird die Zukunft zeigen. Dass garnichts für ihn abfällt, halte ich für unwahrscheinlich. Aber grade darum ist es auch sicher, dass sich seine Qualität für uns verschlechtert hat. Er muss und wird noch mehr Konzessionen nach rechts machen. Je mehr der Block sich befestigt, auf um so mehr Preisgebungen des Freisinns müssen wir vorbereitet sein. In dieser Hinsicht war die famose Reichstagssitzung vom 1. Dezember symptomatisch. Für die Sache selbst hatte es gewiss wenig auf sich, dass man nach den Erklärungen der Vertreter der Blockparteien die Sitzung schloss und die Diskussion auf den nächsten Tag vertagte. Aber die Art, wie man es tat, zeigte doch eine Geneigtheit die Rechte der Minderheit leichtherzig mit Füßen zu treten, die dem Vorgehen der Mehrheit vom Dezember 1902 wenig nachsteht. Geschah es doch auch unter Ausnutzung der damals an der Geschäftsordnung des Reichstags vollzogenen Verstümmelung. Unter all diesen Umständen kann die Partei im bevorstehenden Wahlkampf nicht schlechthin die Parole *Wo kein Sozialdemokrat in Frage ist, für die Freisinnigen gegen die Konservativen!* ausgeben. Und doch muss sie darauf sehen die Wählerkraft, über die sie verfügt, nicht nutzlos sich verflüchtigen zu lassen. Wir müssen suchen diese Kraft in die Wagschale zu werfen, wo es sich um folgenschwere, auf Jahre hinaus Situationen schaffende Entscheidungen für die Arbeiterklasse handelt. Und wir können ein ganz gehöriges Stück solchen Werkes verrichten, wenn rechtzeitig und planmässig darauf hingearbeitet wird.

Die Wählerschaft des Freisinns ist keine einheitliche Masse. Sie setzt sich aus Grosskapitalisten, mittleren und kleinen Geschäftsleuten und Landwirten, Beamten, Lehrern, Handwerkern und hier und da auch Arbeitern zusammen. Sie ist zum Teil rückständiger als die Führerschaft, zum Teil aber wesentlich radikaler; und dieses radikalere Element hat zugleich in Sachen des Wahlrechts sehr bestimmte Interessen. Ähnlich mit grossen Teilen der Wählerschaft anderer Parteien. An eine Vermehrung der sozialdemokratischen Mandate durch diese Elemente ist freilich nicht zu denken, das macht die öffentliche Stimmabgabe unmöglich. Aber nicht undenkbar ist es durch eine Verständigung mit ihnen einen Einfluss auf die Qualität der freisinnigen Kandidaten auszuüben. Dies ist einer der Umstände, die es nötig machen beizeiten die Frage der Wahltaktik zu diskutieren. Was wir da beschliessen, ist nicht nur unsere Privatangelegenheit; es wirkt auch auf die Entschliessungen anderer zurück. Um ein Beispiel zu wählen: Wir werden voraussichtlich bei der kommenden Landtagswahl in einer Anzahl von Wahlkreisen mehr Wahlmänner haben als die Freisinnigen, aber nicht genug, um aus eigener Wahl das oder die Mandate zu erringen, während die Konservativen etc. gleichfalls mehr

Wahlmänner haben werden als die Freisinnigen. Wie nun, wenn dort auf freisinniger Seite Männer des radikaleren Flügels in Frage kommen, die nach ihrem ganzen Verhalten ein energisches Eintreten für das allgemeine Wahlrecht und hartnäckigeren Widerstand gegen die etwaigen Plural- oder Korporationswahlrechtsanträge der Nationalliberalen und Konservativen verbürgen? Stimmen unsere Wahlmänner im ersten Wahlgang für einen Sozialdemokraten, so fällt der Freisinnige aus, und in der Stichwahl zwischen dem Konservativen und dem Sozialdemokraten wird der erstere gewählt. Das ist 1903 geschehen, und zwar, wie das Beispiel Gothein gezeigt hat, selbst dort geschehen, wo es sich um einen Freisinnigen handelte, der bereit gewesen war auf sein Mandat zu gunsten eines sozialdemokratischen Kandidaten zu verzichten, aber bei seinen Leuten keine Mehrheit dafür hatte erzielen können. Wenn sich das nicht wiederholen soll, dann muss zu rechter Zeit eine entsprechende Wahlparole ausgearbeitet werden.

In anderen Ländern hat man, wenn eine grosse Reformfrage fällig geworden war, interparteiliche Vereinigungen, eine sogenannte *Liga* für den bestimmten Zweck ins Leben gerufen dieser Reform eine bestimmte Gestalt zu geben. Ich bestreite nicht, dass die Verhältnisse in Preussen dem Zustandekommen einer solchen Liga nicht sonderlich günstig sind, aber bei der grossen Zahl von Leuten ausserhalb der Sozialdemokratie, die an einer radikalen Wahlrechtsreform interessiert sind, wäre es doch nicht ganz unmöglich. Es müsste nur von einer Seite die Initiative dazu ergriffen werden, die den Verdacht ausschliesst, als sollte die Liga irgend welchen anderen Zwecken dienen als dem Wahlrechtskampf. Irgend welche prinzipiellen Rücksichten, die der Sozialdemokratie verböten solcher Liga beizutreten oder mit ihr ein Kartell einzugehen, gibt es nicht. Wer die Geschichte der Partei kennt, weiss, dass in früheren Jahren sozialdemokratischerseits wiederholt man sich an dergleichen beteiligt oder selbst den Anstoss dazu gegeben hat. Es sei nur an das Berliner Rechtsschutzkomitee von 1867 erinnert. Ist damals, wo die Partei noch schwach war, sie weder an Leib noch an Seele geschwächt aus solchen Verbindungen hervorgegangen, dann ist das heute, wo sie stark und ganz anders gefestigt ist, erst recht nicht zu befürchten. Überhaupt hat man früher sich viel weniger zum Sklaven von Formalitäten gemacht, als heute. Als Genosse Löbe auf dem Parteitag beiläufig den Vorschlag der Entsendung einer Deputation an Bülow zur Sprache brachte, ward sofort das Schlagwort *Bettelgang* laut. Indes kommt es ganz auf die Haltung der Deputation selbst an, ob ihr Besuch beim Minister den Charakter eines Bittgangs erhält oder mehr auf ein *Stellen* hinausläuft. In solcher Weise haben im Sommer 1876 die Sozialdemokraten Berlins unter Führung August Heinsch' den Minister Fritz Eulenburg ob der Polizeiwillkür in Berlin gestellt, und wenn es auch nicht sofort genützt hat, so hat es doch in keiner Weise geschadet. Die Rücken der Heinsch und Genossen waren nach dem Besuch beim Minister noch ebenso gerade wie vorher. Dies ohne zu verschweigen, dass ich im konkreten Fall mir von einer Deputation beim Fürsten Bülow keinerlei Nutzen verspreche. Ganz anders hinsichtlich der vorerwähnten taktischen und agitatorischen Massnahmen. Ich weiss zwar im voraus, dass es nicht an Stimmen fehlen wird, die sie mit Schlagworten wie die *gute alte Taktik der Partei* oder *Der Starke ist am mächtigsten allein* oder dergleichen zu diskreditieren suchen werden. Aber die

gute alte Taktik der Partei sieht in der Nähe betrachtet ganz anders aus, als man sie heute hinstellt, und ohne Mitwirkung anderer haben wir bisher noch keine politische Reform von Bedeutung erzwungen.

Politik ist Einspannung möglichst vieler Kräfte für die Zwecke, die man sich gesetzt hat. Die demokratische Reform des preussischen Wahlrechts und die Verhinderung ihrer ständisch-plutokratischen Verhuzung ist ein Zweck, den wir mit vielen nichtsozialdemokratischen Elementen im Lande gemein haben. Zurzeit sind diese Elemente teils ganz isoliert teils im Bann von Parteien, die das demokratische Wahlrecht im besten Fall platonisch vertreten, aber ernsthaft keine Kraftanstrengungen machen werden es zu erkämpfen. So werden diese Elemente in ihrer Isolierung und Zersplitterung für die Bewegung verloren gehen oder sich womöglich gegenseitig neutralisieren. Das zu verhindern, Vorsorge zu treffen, dass es nicht geschieht, muss die Aufgabe aller derjenigen sein, denen es ernst ist mit dem Wahlrechtskampf. In diesem Sinne möchte ich die hier entwickelten Anregungen der Diskussion übergeben: prüfe man sie ohne Voreingenommenheit auf ihre mögliche Wirkung! Die Hurrastimmung ist gut und recht für den Kampf, und da wollen wir sie gehörig hegen. Aber für die Beratung vor dem Kampf ist nüchterne Abwägung der Kräfte und Wege erste Regel.

XX

OTTO HUE · DIE CHRISTLICHNATIONALE ARBEITERBEWEGUNG

In einer aufdringlich-reklamehaften Weise machen sich die Führer und Gönner der christlichnationalen Arbeiterbewegung die Presse zu nutze. Von den Arrangeuren des zweiten christlichnationalen Arbeiterkongresses ist die Tagespresse mit Voranzeigen, ausführlichen Berichten, kurzen Notizen, enthusiastischen Rückblicken und Ausblicken überflutet worden. Das gleiche geschah anlässlich des ersten Kongresses im Jahre 1903. Damals wurde die Zahl der vertretenen Arbeiter auf 600 000 angegeben, diesmal auf über eine Million. Es wären demnach für die Bewegung über 400 000 neue Mitstreiter gewonnen worden. Das wurde auch lautschallend verkündet. Gesetzt den Fall, es seien wirklich 400 000 Mann Zuzug gekommen, was hätte das bei den vielen Millionen Lohnarbeitern in Deutschland zu bedeuten? Die Bevölkerung Deutschlands wächst jährlich um 8- bis 900 000 Köpfe, von 1903 bis 1907 sind mehr als 400 000 Arbeiter neu-angelegt worden. Nicht einmal mit der Arbeitervermehrung hätte die Ausbreitung der christlichnationalen Arbeiterbewegung Schritt gehalten, wenn sie auch bei einem ungeheuren Agitationsapparat 400 000 Anhänger gewonnen.

Als Hauptzweck setzen ihre Gönner und Inspiratoren der christlichnationalen Arbeiterbewegung die äussere Zurückdrängung und innere Überwindung der Sozialdemokratie. Zu dieser rechnen sie auch die freien Gewerkschaften. Wie sieht es nun mit der Quantität und der Qualität der interkonfessionell-christlichen Gewerkvereine aus, die man als die beachtenswerteste wirtschafts-politische Gruppe mit Recht den Kern der christlichnationalen Bewegung nennt? Sind die *sozialdemokratischen* Gewerkschaften überflügelt oder *innerlich überwunden* worden? Vergleichen wir die Mitgliederentwicklung seit dem Jahre des ersten christlichnationalen Arbeiterkongresses: das dürfte zur

Kennzeichnung der äusseren Entwicklung genügen. Wir zählen dabei den christlichen Gewerkvereinen sogar die dem *Gesamtverband* (München-Gladbach) nicht angeschlossenen gewerkschaftsähnlichen christlichen Vereine zu.

Es hatten Mitglieder die

	freien Gewerkschaften	christlichen Gewerkvereine
1903	887 698	192 607
1906	<u>1 689 709</u>	<u>320 248</u>
Zuwachs	802 011	127 641

Wer rechnen kann, wird zugeben, dass die Hoffnungen der Christlichnationalen sich nicht verwirklicht haben. Wir sehen davon ab, die Mitgliederangaben der christlichen Gewerkvereine kritisch zu beleuchten. Hätten die München-Gladbacher Gewerkvereine auch wirklich die angegebenen Mitgliederzahlen, so ergibt doch die Statistik, dass unsere Gewerkschaften mehr als 6mal stärkeren Zuwachs haben als die christlichen Gewerkvereine. Danach ist der äussere Erfolg oder Misserfolg der Konkurrenten zu bewerten.

Ist nun die *innere Überwindung* gelungen? Da dürfte es genügen, wenn wir anführen, dass nicht nur von Industriellen, sondern in den letzten Monaten auch von Leuten, wie dem Zentrumsabgeordneten Brust, der 1894 bis 1904 Vorsitzender des *Gewerkvereins christlicher Bergleute Deutschlands* war, von diesem ältesten Mustergewerkverein behauptet worden ist, er sei in das sozialdemokratische Fahrwasser geraten. Darauf entgegnet die Gewerkvereinsführung, sie arbeiteten mit dem *sozialdemokratischen* Verband zusammen, weil die Arbeiterinteressen es erfordern und die Mitglieder verloren gingen, wenn die Gewerkvereinsleitung nach dem Rezept Brust handelte. Brust dagegen erklärt, die betreffenden Gewerkvereinsführer suchten die Sozialdemokratie an Radikalismus zu überbieten; dieses Verhalten widerspreche durchaus dem christlichen Gewerkvereinszweck. Ein christlicher Gewerkvereinsagitator schrieb über die hessischen Holzarbeiter, sie seien durch die sozialdemokratische Erziehung zu — Spiessbürgern geworden; hier hätten »die christlichen Gewerkschaften die Erziehung klassenbewusster [!] Arbeiter in die Hand zu nehmen! Man vergegenwärtige sich, dass die christlichnationale Arbeiterbewegung gerade den *Klassenkampf* bekämpfen soll. Klassisch kommt die Revolutionierung der christlichen Gewerkvereinsideen in folgenden Sätzen aus dem *Deutschen Holzarbeiter*, dem Organ des christlichen Gewerkvereins der Holzarbeiter, zum Ausdruck:

»Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich es erkämpfen muss. Gewerkschaften müssen Kampforganisationen sein . . . Prinzipielle Gegensätze können eben nicht ausgeglichen, sondern müssen ausgekämpft werden. . . . Deshalb werden auch die Erwartungen derjenigen getäuscht werden, die glauben, dass mit der Tarifbewegung und der Anerkennung derselben durch die Unternehmer die wirtschaftlichen Kämpfe beseitigt wären . . .«

Von einer inneren Überwindung der Sozialdemokratie lassen diese Leitartikelsätze nichts merken. Wer, wie ich, häufig Gewerkvereinsversammlungen beiwohnt und mit den in Frage kommenden Arbeitermassen direkt verkehrt, verspürt nichts von innerer Überwindung. Blut ist dicker als Wasser. Wirtschaftliche Tatsachen beeinflussen bestimmend die Richtung der Arbeiterbewegung. Will man die massgebende Strömung in der Arbeiterschaft kennenlernen, dann halte man sich nicht an die Versicherungen der christlichnationalen Inspiratoren, sondern greife hinein ins volle Arbeiterleben. Was ich

zur Zeit der ersten Gewerkvereinsgründung, vor 13 Jahren, über das Verhältnis der Gewerkschaftsgruppen zu einander schrieb, das kann man heute auch in der christlichnationalen Gewerkvereinspresse lesen.

Wäre allein das gelegentliche Zusammentrommeln wer weiss wie vieler Vereinsdelegierter ein Erfolg, dann dürften sich die Arrangeure des christlichnationalen Kongresses gratulieren. Die erste Vorbedingung für die Stosskraft einer Bewegung ist aber die Einheitlichkeit der Auffassung mindestens in den entscheidenden Fragen. In dieser Beziehung stellt der christlich-nationale Arbeiterkongress ein noch unhomogeneres Gebilde dar als der konservativ-liberale Reichstagsblock. Gerade was ihre Spezialität sein soll, die *christlich-nationale Weltanschauung*, das ist die Achillesferse der christlichnationalen Arbeiterbewegung. Sehen wir uns die Zusammensetzung des Kongresses an. Mehrere Hunderttausend der angegebenen Vereinsmitglieder sind entweder keine Arbeiter im landläufigen Sinne des Wortes, sondern Klein-gewerbetreibende, Handwerker, Beamte, Geistliche usw., oder sind doppelt und dreifach gezählt, weil sie zugleich mehreren der in der Kongressliste verzeichneten Vereinigungen angehören. Das letztere trifft vorzüglich die katholischen Arbeiter-, Knappen- und Gesellenvereine. In manchen westdeutschen Orten sind die meisten katholischen Arbeiter- und Knappenvereiner zugleich Gewerkvereinsmitglieder. Man hat sie in der Kongressliste ruhig zweimal oder gar dreimal aufgeführt. Von den evangelischen Jünglings-, Arbeiter- und Gesellenvereiner ist zwar nur ein geringfügiger Teil auch den Gewerkvereinen angeschlossen. Ein noch viel stärkerer Prozentsatz als von den katholischen ist von den evangelisch-konfessionellen Vereinsmitgliedern nicht zu den Arbeitern zu rechnen. Die Hauptmasse der christlichnational organisierten Arbeiter ist katholischer Konfession. Für 1903 haben Troeltsch-Hirschfeld festgestellt, dass über 70 % aller interkonfessionell-christlichen Gewerkvereiner auf die vorwiegend katholischen westdeutschen Landesteile entfallen. Das Verhältnis wird auch heute noch wesentlich nicht anders sein. Die interkonfessionell-christlichen Gewerkvereine sind ultramontanen Ursprungs. Die wichtigsten Führerstellen sind mit anerkannten Zentrumsparteilern besetzt.

Es waren in Berlin vertreten: konfessionelle Vereine, sodann *deutschnational*e Antisemiten, religiöse Erbauungsvereine, ferner Gruppen, die auch von christlichen Vereinsorganen als *gelbe* bezeichnet werden, schliesslich eine Anzahl Organisationen, die man in Gewerkschaftskreisen nicht einmal dem Namen nach kennt. War dies Konglomerat ein *nationales*? Auf dem Kongress erschienen Delegierte, die bei der letzten Reichstagswahl im Zeichen des Blocks gegen das *vaterlandlose schwarze Kartell* gekämpft hatten, während die allermeisten Gewerkvereinsbeamten, weil Zentrumsparteilern, dem *nationalen Block* zu Leibe gingen. In den Organen der evangelischen Arbeitervereine wird dem Volke das Zentrum als der antinational, römische Feind des Deutschen Reichs vorgestellt. Also hat jede der wichtigsten Kongressgruppen eine eigentümliche *nationale* Auffassung. Kaum waren die Delegierten in ihre Heimat zurückgekehrt, da ging denn auch das gegenseitige Absprechen des Nationalgefühls wieder los. Ein Delegierter der evangelischen Arbeitervereine im Saargebiet nannte in seinem Bericht den Kongress einen *römischen Katholikentag*.

Wie steht es mit der *christlichen Weltanschauung*? Die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine waren, obgleich sie sich neuerdings auch mit Vorliebe *national*

nennen, ausgeschlossen, weil sie die Bezeichnung *christlich* für eine Berufsorganisation ablehnen. Ein Arbeitersekretär, Hartwig, der jetzt Redakteur am Stoeckerschen *Reich* sein soll, hat eigens eine Broschüre geschrieben, in der er von seinem Standpunkt aus den unchristlichen, atheistischen Charakter der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nachweist.¹⁾ Hier finden wir sogleich einen diametralen Unterschied in der Auffassung über das Prädikat *christlich*. Der evangelische Arbeitersekretär Fischer-Stuttgart war auch als Delegierter des *Landesverbandes evangelischer Arbeiter Württembergs* auf dem Berliner Kongress. Vergeblich versuchte er und ein evangelischer Saargebietsdelegierter über die Zulassung der Hirsch-Dunckerschen eine Debatte zu inszenieren. Fischer ist nämlich auch Hirsch Dunckerscher/Gewerkvereiner, hat demnach eine ganz andere Meinung als Hartwig über die Hirsch-Dunckersche *Weltanschauung*; er erklärte dies auch später in seinem Kongressbericht. Das veranlasste zwar den Herrn Lic. Mumm, nach Stuttgart zu eilen, um dort die Kaltstellung des Arbeitersekretärs Fischer zu bewerkstelligen — aber der Landesausschuss der evangelischen Arbeitervereine Württembergs hat darauf dem Ketzer Fischer volles Vertrauen ausgesprochen. Desgleichen desavouierte am 15. November der evangelische Arbeiterverein in Leipzig die Richtung Stoecker-Mumm-Hartwig-Behrens, er verlangte die Einladung der Hirsch-Dunckerschen zum christlichnationalen Arbeiterkongress, forderte die Berücksichtigung evangelischer Arbeitervertreter bei der Übertragung von Referaten. Die wichtigsten Kongressreferate sind nämlich von katholischen Gewerkvereinsführern und Zentrumsparteilern gehalten worden. Wir sehen, wer christlich oder unchristlich ist, darüber sind sich die evangelischen Kongressteilnehmer selbst nicht einig.

Es muss ausdrücklich betont werden, dass nicht schlechthin die evangelische Arbeiterschaft sich an den Veranstaltungen der München-Gladbacher Richtung beteiligt, sondern nur der numerisch schwache orthodox-konservative Teil unter dem Einfluss der Herren Stoecker und Mumm. Selbst der Vorsitzende des *Gesamtverbandes evangelischer Arbeiter Deutschlands*, Herr Lic. Weber, obgleich ein Freund Stoeckers, übt Zurückhaltung. Das einflussreichste evangelische Arbeiterblatt, der *Evangelische Arbeiterbote*, ist auch nur mit halbem Herzen dabei. Um hier Wandel zu schaffen, betreiben die Stoeckerschen innerhalb der rheinisch-westfälischen evangelischen Arbeitervereine eine emsige Wühlarbeit gegen die Führung des *Gesamtverbandes*. Teilweise mit Erfolg. Am 24. November beschloss der evangelische Arbeiterverein in Mülheim an der Ruhr: wenn der *Evangelische Arbeiterbote* nicht unzweideutig Stellung für die interkonfessionellen und gegen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine nähme, dann würde der Verein dieses Blatt vom 1. April 1908 nicht mehr als obligatorisches Organ anerkennen. In der *Evangelischen Arbeiterzeitung*, dem Organ der nach dem Auftreten Naumanns 1902 vom *Gesamtverbande* abgefallenen, unter nationalliberaler Führung stehenden evangelischen Arbeitervereine im Wahlkreise Bochum wird ein wütender Kampf gegen die Wühlarbeit der Christlichsozialen Stoeckerscher Richtung geführt. Ihre Agitation gegen die Unternehmer sei gehässiger, als die der Sozialdemokraten. Die Christlichsozialen leisteten nur dem Zentrum Handlangerdienste. In der Tat ist der Anhang der Richtung Stoecker unter den evangelischen

¹⁾ Vergl. Emil Hartwig *Kann ein evangelisch-nationaler Arbeiter sich den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen anschließen?* Hagen i. W. 1907.

Arbeitervereiner ein geringer. Sie bringt es bei den Reichstagswahlen in Kreisen mit überwiegend evangelischer Bevölkerung nur auf ein paar Tausend Stimmen. Der einzige christlichsoziale Arbeiterabgeordnete, der auch im Gesamtausschuss der München-Gladbacher Gewerkvereine sitzt, Herr Behrens, der Vorsitzende des christlichnationalen Arbeiterkongresses, konnte sein Reichstagsmandat nur dadurch erhalten, dass das Zentrum zu seinen Gunsten in Altenkirchen-Wetzlar auf eine eigene Kandidatur verzichtete. Diese Tatsache bekräftigt allerdings das Argument der nicht für den Stoeckerschen Antisemitismus schwärmenden evangelischen Arbeiter: Herr Behrens habe sein Mandat nicht ohne Gegenleistung vom Zentrum erhalten, Rom tue nichts umsonst; durch die Unterwühlung der alten evangelischen Organisationen leisteten die Stoeckerschen Christlichsozialen dem Zentrum Vorschub, das sei weder evangelisch, noch national. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinsausschuss nannte den Berliner Kongress einen *ultramontan-antisemitisch-konservativen*. Wirklich sind auch nur antisemitische Stoeckerianer von evangelischer Seite an der Agitation für die christlichnationale Arbeiterbewegung beteiligt. Die Richtung Stoecker besitzt im Reichstag ganze 3 Abgeordnete. Ziemlich direkt abweisend steht die um das *Protestantenblatt* gescharte liberalere Theologengruppe den vom Zentrum ausgehenden christlichnationalen Bestrebungen gegenüber. Der *Evangelische Bund*, das Gegenstück zum katholischen *Volksverein*, erhebt auch häufig Warnrufe; seine Wortführer erblicken in den von München-Gladbach beeinflussten Organisationen eine »Gefahr für das reine Evangelium«; die Klarheit der evangelischen Auffassung gehe durch »römische Inspirationen« verloren. So sehen wir im evangelischen Lager ein hartnäckiges Für und Wider, jede Richtung denkt anders über die richtige Förderung des Christentums. Über diese Grundfrage herrscht volle Uneinigkeit.

Wer nun etwa glaubt, im katholischen Lager existiere eine einheitliche Auffassung über das, was christliche Weltanschauung ist, der befindet sich böse auf dem Holzweg. Scharf stehen sich hier gegenüber die sogenannte *Berliner Richtung* und die *München-Gladbacher Richtung*. Die erste propagiert reinkatholische Fachabteilungen, als Anhängsel der katholischen Arbeitervereine, die Gladbacher sind die hauptsächlichsten Befürworter interkonfessionell-christlicher Gewerkvereine. Die Berliner behaupten, zunächst in religiöser Hinsicht, die katholische Lehre werde getrübt, wenn nicht in jeder Beziehung eine konfessionelle Trennung, auch hinsichtlich der wirtschaftlichen Arbeiterorganisation, stattfinde; ferner müsse im Wirtschaftsleben der Arbeiter dem Unternehmer als von Gott eingesetzter Autorität gehorchen. Dagegen machen die Gladbacher geltend, die konfessionellen Unterschiede dürfen die Arbeiter nicht auf dem gewerkschaftlichen Gebiete trennen, ein guter Christ müsse die Gleichberechtigung aller Stände erstreben. Die Berliner verwerfen sozusagen grundsätzlich den Streik, die Gladbacher halten ihn für nötig, als *letztes Mittel*. Kurz gesagt: Die Berliner sind als Katholiken die Konsequenteren und Ehrlicheren, die Gladbacher sind als Proselytenmacher die Klügeren.

Viel wilder als auf der evangelischen Seite tobt im katholischen Lager der Streit um die *richtige Gewerkschaftsauffassung*. Wo Berliner und Gladbacher direkt zusammenstossen, im Saargebiet und Schlesien, da kommt es nicht selten zu tumultuarischen Szenen und beispiellosen Beschimpfungen; auch Tätlich-

keiten blieben nicht aus. Zwischen den Blättern der beiden Richtungen finden nun schon seit Jahren die wütesten Pressfehden statt, gegenseitig spricht man sich jede Spur von Ehrlichkeit, christlicher Gesinnung und Arbeiterfreundschaft ab. Die katholische Presseorganisation, der *Augustinusverein*, einflussreiche Parteiführer, hohe und niedere Kleriker haben sich wiederholt um Beilegung des Skandals bemüht; vergebens; der Kampf ist immer wilder geworden. Auch die Anhänger der katholischen Fachabteilungen waren auf dem Berliner Kongress vertreten; gleich nach Schluss dieser *einmütigen Demonstration* lagen sich die Leute wieder in den Haaren. Der *Arbeiter*, das Zentralorgan der Berliner, wirft den Gladbachern unwahre Berichterstattung vor. Darauf antwortet die *Christliche Metallarbeiterzeitung* mit der Anschuldigung, die katholischen Fachabteilungen seien — *Gelbe*. Die Organe der Berliner bezeichnen die Gladbacher als Pioniere der Sozialdemokratie, worauf das Hauptorgan der Gladbacher mit Ausdrücken wie *Erbärmlichkeit*, *Niedertracht* usw. zurückschiesst. Von christlicher Brüderlichkeit also keine Spur. Es ist gar nicht zu bestreiten: Die Berliner vertreten die katholische Auffassung von der Stellung des Arbeiters im Staats- und Wirtschaftsleben: *Autorität, nicht Majorität!* Was den Kindern in der Religionsstunde von den Geistlichen beider Konfessionen beigebracht wird: sich untertan zu fühlen jeder Obrigkeit, lieber die ganze Welt zu verlieren als Schaden an der Seele zu nehmen, genügsam und gehorsam zu sein, das ist das Leitmotiv der katholischen Fachabteilungsführer. Sie befinden sich in Übereinstimmung mit den höchsten Autoritäten der katholischen Kirche. Meine auch in den *Sozialistischen Monatsheften* vertretene Ansicht, das Fuldaer *Pastorale* der Bischöfe /1900/ und die sozialpolitischen Kundgebungen des vorigen und des jetzigen Papstes seien gegen die interkonfessionellen Gewerkvereine respektive gegen deren 1899-1900 aufgetretene Neutralitätsbestrebungen gerichtet, ist allerdings von den Gladbachern heftig bestritten worden. Es war mir deshalb interessant in einer den interkonfessionellen Gewerkvereinen wohlgesinnten Schrift des Herrn Reichmann zu lesen, dass auch dieser Stoeckerianer die Entstehung der Berliner Richtung auf das genannte *Pastorale* zurückführt und, wie ich, eine Schwenkung der Stellung der Bischöfe gegenüber den interkonfessionellen Gewerkvereinen nach dem radikalen Frankfurter Gewerkvereinskongress 1900 konstatiert.²⁾ Nachdem durch eine Indiskretion der *modernistische Kulturbund* hervorragender katholischer Laien Deutschlands dem Papste denunziert worden ist, haben die Berliner ihrem Waffenarsenal gegen die Gladbacher noch die in katholischen Kreisen wirksame Beschuldigung einverleibt, die interkonfessionellen Gewerkvereine seien *Brutstätten des Modernismus*.

Es lässt sich nicht leugnen: Was in Italien der von der Kurie zur Ruhe gebrachte christlichdemokratische Gelehrte Antonio Murri, in Belgien der rührige, von den Bischöfen verfolgte christlichdemokratische Abbé und Abgeordnete Daens versuchten, das tun in Deutschland die interkonfessionellen Gewerkvereinsinspiratoren in der Gladbacher *Zentrale des katholischen Volksvereins*. Die *Germania* teilte ja auch mit, seit Bekanntwerden des *modernistischen Kulturbundes* wohne im Auftrage des Kölner Erzbischofs ein geistlicher Kontrolleur den in München-Gladbach stattfindenden sozialen und apologetischen Kursen bei. Dort muss also die orthodox-katholische Wissen-

²⁾ Vergl. Max Reichmann *Die christlichen Gewerkschaften* /Stuttgart 1907/.

schaft gelehrt werden. Wie sich die mit der evangelischen *Weltanschauung* verträgt, dazu mögen sich die Theologen auslassen. Wenn der streitbare Domkapitular und Abgeordnete Schaedler auf dem Würzburger Katholikentag ausrief: »Religion ohne Konfession ist Konfusion«, oder wenn sich neuerdings der Pfarrer Schmitz-Wemertsweiler im *Arbeiterpräses* gegen die »verkehrte Weltanschauung« der interkonfessionellen Vereine wendet, oder wenn sich die *Stimmen aus Maria Laach* jetzt noch kategorischer in jeder Beziehung für unbedingten Gehorsam der Katholiken gegenüber der päpstlichen Autorität aussprechen, so sind das alles katholische Zeugnisse für die Berliner gegen die Gladbacher. Von Aussöhnung kann heute weniger als früher die Rede sein. Die Orthodoxen sind oben auf. Wir haben gesehen, wie die münsterischen *Modernisten* vor der Kurie zusammenklappten. Die ausgezeichnete katholische Zeitschrift *Hochland*, herausgegeben von Karl Muth alias *Veremundus*, begann im Jahre 1906 mit dem Abdruck des Romans *Der Heilige* von Fogazzaro, empfahl ihn als einen tieferreligiösen katholischen Schriftsteller. Plötzlich kam der Roman auf den Index — und selbst der freisinnige Katholik Muth wagte es nicht ihn vollends zu publizieren. Der Abdruck wurde eingestellt. Wir erinnern an Schell und Schroers! Ist es da unbegreiflich, dass freigesinnte Katholiken und selbstverständlich erst recht Evangelische dem interkonfessionellen Frieden nicht trauen?

Die innere Entwicklung der christlichen Gewerkvereinsbewegung hat denn auch neue Organisationsprojekte angeregt und ausreifen lassen. Dem einen hat es die wirtschaftspolitische Radikalisierung der eigentlich als Nichtkampfvereine gedachten Gewerkvereine angetan: es werden *gelbe* Gewerkschaften gegründet, von Industriellen und vom *Reichsverband gegen die Sozialdemokratie*. Auch die *Gelben* werden den Weg der christlichen Gewerkvereine gehen, das heisst immer näher den freien Gewerkschaften kommen: man organisiert nicht ungestraft Arbeiter. Den andern stösst die konservativ-klerikal-antisemitische Bevormundung der christlichnationalen Arbeiterbewegung ab: es soll eine separate *fortschrittliche Arbeiterbewegung* inaugurirt werden. Der Hirsch-Dunckersche Gewerkvereinssekretär Erkelenz entwickelt diesen Plan in der *Westdeutschen Post* vom 2. und in der *Frankfurter Zeitung* vom 5. November. Also neue Wallungen, neue Versuche zur *inneren Überwindung der Sozialdemokratie*. Darum dreht sich nämlich alles, davon handeln die unzähligen Bücher, Broschüren, Abhandlungen und Zeitungsnotizen, die alle die Arbeiterfrage im nationalen oder christlichnationalen Sinne lösen wollen. Von dem wirtschaftlichen Interessenkampf der Arbeiter gegen ihre Anwender ist nur in letzter Linie die Rede. Die selben Leute, die über die angebliche Knechtung der freien Gewerkschaften durch die Sozialdemokratie lamentieren — gelegentlich aber auch den Sieg des gewerkschaftlichen Revisionismus in der Partei konstatieren — stellen den eigentlichen Beruf der Gewerkschaften als wirtschaftliche Organisationen weit zurück hinter die Forderung, die Gewerkvereine müssten antisozialdemokratische Vereinigungen sein. Politisch neutral, gewiss, aber nicht neutral gegenüber der Sozialdemokratie. Und so etwas klagt über die parteipolitische Ausnutzung der Gewerkschaften durch die Sozialdemokratie . . .

Nur in einem Punkte herrscht in der Gesamtarbeiterschaft, wie auch der christlichnationale Kongress bewies, volle Übereinstimmung. Mit welchen

BEATRICE WEBB · DER GLAUBE AN DEN SOZIALISMUS

NICHT von Propagandarücksichten geht das nachfolgende aus, noch soll es eine allgemeine, systematische Darlegung des Sozialismus bieten. Ich will hier nur über die persönlichen Erfahrungen berichten und die besonderen Empfindungen und Beobachtungen wiedergeben, die mich zum Anschluss an den Sozialismus veranlasst haben. Die Bekennterschaft zum Sozialismus beginnt, entwickelt sich und endet nicht mit dem blossen Wissen, sondern mit Empfindungen. Keine Summe von Wissen hat allein schon die Kraft, Beweggründe zu schaffen oder Zwecke zu setzen. Das Wissen kann das Handeln leiten oder anfeuern, kann es auch lähmen; was aber das Handeln erst zu wege bringt, ist immer das Gefühl. Ich fühlte mich zur Annahme des sozialistischen Bekenntnisses gezwungen 1. durch die Entrüstung über die bestehenden Zustände, 2. durch das Verlangen nach deren Besserung, 3. durch die aus der Beobachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse gewonnene Hoffnung, dass ein besserer Zustand möglich sei, und 4. durch den auf meine fortschreitende Kenntnis der politischen Ökonomie und des öffentlichen Verwaltungswesens gegründeten Willen diesen bessern Zustand herbeizuführen. Wenn aber auch alles im Gefühl wurzelt, so bleibt dieses doch normalerweise in Perioden des Handelns unter dem Bewusstsein und tritt nur in Zeiten der Ruhe an die Oberfläche. Nur auf Grund von Wissen kann sich das sozialistische Gefühl in fruchtbringendes sozialistisches Handeln umsetzen. Wir Sozialisten in England suchen auf die Politik Einfluss zu gewinnen. Das bedeutet aber wieder, dass man die Gefühle der Beamten, Minister, Gesetzgeber, Räte und Wähler erregt. Gefühle in anderen erregen setzt jedoch einen intellektuellen Vorgang in der eigenen Person voraus, der ohne Wissen und Überzeugungsgabe nicht denkbar ist. So kommen wir schliesslich zum Wissen als Mittel zurück. Sozialwissenschaftliche Kenntnisse können aber nur, wie in anderen Wissenszweigen, durch Beobachtung, Verallgemeinerung und Nachprüfung erworben werden.

Was mich zur Sozialistin machte, war die Beobachtung zweier grosser Klassen von Tatsachen: des Reichtums und seiner Produktion und des Elends und seiner Ursachen. Ich kam her aus einer reichen Familie, deren Haushalt durch grosse geschäftliche Unternehmungen bestritten wurde. Die Faktoren dieser Unternehmungen schienen nach einer bestimmten Wichtigkeitsskala geordnet. Den mit neuen Plänen Beschäftigten erschienen als die Hauptsache 1. die Maschinen aller Art, ob es sich nun um Anlagen, Schiffe, rollendes Material, Fabriken etc. handelte, dann 2. die Mineralschätze, ferner 3. die vegetabilischen Produkte, wie Bauholz, Reis, Baumwolle, und 4. grosse Viehbestände, lebende oder tote, und ihr Transport, endlich, 5. als von noch geringerer Wichtigkeit als die Wasserversorgung, die Arbeitszufuhr, wobei niemand an die Notwendigkeit dachte, diese leistungsfähig herzustellen oder zu erhalten. Der einzige Zweck der Geschäftspläne und der einzige Massstab ihres Erfolges war die Schaffung einer automatischen Einkommensquelle, das heisst eines Stromes von Waren und Dienstleistungen für die Haushaltungen derjenigen, die die Verfügung über die Produktionsmittel hatten. Es lag ein überschäumendes Machtgefühl im Planen neuer Unternehmungen.

Erst in meinem 25. Lebensjahre bekam ich Elend zu Gesicht, als ich nämlich in meiner Eigenschaft als freiwillige Mieteeinsammlerin im Osten Londons die wöchentliche Miete von 600 Tagelöhnern einzuziehen hatte. Aus der Art, wie sie lebten, lernte ich kennen, was es mit der Arbeitszufuhr auf sich hatte, von der die Kapitalisten gesprochen hatten. Ich sah, dass die geschäftlichen Unternehmungen diesen Leuten keinen automatischen Zustrom von Waren und Dienstleistungen brachten, dass sie ihnen nicht einmal die Möglichkeit verschafften fortgesetzt, ohne traurige Unterbrechungen, für ein Existenzminimum zu arbeiten. Das Resultat des Ringens um Arbeit vor den Fabrikatoren stand nicht einmal in irgend einer Beziehung zu ihrem Verhalten. In diesem erbarmungslosen Kampfe beobachtete ich seine demoralisierenden Wirkungen auf den Charakter, die Herabwürdigung des vom Lande neu Angekommenen, das stetige Sinken der einst anständigen Frau. Von Menschlichkeit ganz abgesehen war es ganz klar, dass, wenn die Arbeitskraft ein Faktor in der Erzeugung des Reichtums ist, diese Kraft im Gegensatz zu der der Maschinen und Pferde verschlechtert wurde. Und sie wurde verschlechtert, weil sie einmal aller Vorteile besserer Plätze oder besserer Maschinen beraubt war, weil sie immer, um im Sinne von Ricardos Rentengesetz zu sprechen, an der Grenze der Produktivität arbeitete, da das Äquivalent dieses Unterschiedes in den Vorteilen gerade jener automatische Strom von Waren und Diensten war, den ich unter dem Namen *Miete*, *Zins* oder *Profit* in die reichen Haushaltungen hatte fließen sehen, und dann vor allem, weil die Herren der Industrie es nicht nötig hatten ihre menschlichen Arbeiter zu versorgen oder in stand zu halten, wie sie es bei ihren Pferden und ihren Maschinen tun mussten.

Später liess ich mich bei den Fabrikarbeitern in Lancashire nieder, wo ich im wesentlichen die selben Tatsachen wiederfand, nur mit dem Unterschied, dass die Fabrikgesetzgebung und die Gewerkschaften es ermöglicht hatten jedem Arbeiter wenigstens ein bestimmtes Minimum von Hygiene, Sicherheit, Ruhe und Lohn zu sichern, und kommunale und genossenschaftliche Einrichtungen diesem Minimum einen Teil dessen hinzugefügt hatten, was sonst dem Grundbesitzer und Kapitalisten zugeflossen wäre. Ein ferneres Studium der Volkswirtschaft überzeugte mich, dass zwar das Gesetz der Rente unwiderleglich sei, dass aber die ganze Erfahrung des 19. Jahrhunderts bewies, dass dessen Wirkung, die Schaffung eines automatischen Einkommensstromes für die Reichen und die Reduzierung des einfachen Arbeiters auf ein Existenzminimum, vermieden werden könnte, allein nur vermieden durch beständig gesteigerte Durchführung sozialistischer Massnahmen. So gründete ich meine ganze Hoffnung auf vier Hauptbetätigungen des Sozialismus, die mit dem wachsenden Einfluss der Sozialisten auf die öffentliche Verwaltung ausgeübt werden können.

Für mich bedeutet der Sozialismus eine grosse und unbeschränkte Entwicklung, die folgendes umfasst:

1. Kollektive Regelung in der von der Fabrikgesetzgebung schon eingeschlagenen Richtung, aber dahin ausgedehnt, dass sie jedem Arbeiter ohne Ausnahme das sichert, was die Gesellschaft von Zeit zu Zeit für das zulässige Nationalminimum an Erziehung, Hygiene, Musse und Existenz erklärt. So viel ist meiner Ansicht nach sogar notwendig, um den Bestand einer produktiven Gesellschaft zu gewährleisten, und würde tatsächlich zu vermehrter Reichtumserzeugung führen.
2. Kollektive Versorgung in der bereits von Gemeinden und denjenigen Genossenschaften gezeigten Art, die sozialistische Gestalt haben. (Konsum-

genossenschaften), im Gegensatz zu denjenigen Genossenschaften, von denen dies nicht gilt (Produktivgenossenschaften). Diese Kollektivversorgung wird dahin wirken, die Fähigkeiten und das Verlangen des ganzen Volkes zu erweitern und alles das zu liefern, was der einzelne Unfähigkeit, Unwissenheit oder Gleichgültigkeit wegen sich nicht verschaffen kann, angefangen von Pflasterung und Beleuchtung bis herauf zur Wissenschaft und Kunst.

Um diese kollektive Regelung und kollektive Versorgung durchführen zu können, ist Einkommen und Macht nötig. Diese werden beschafft

3. durch kollektive Besteuerung, und man wird so durch Notbehelfe wie Einkommen- und Erbschaftssteuern mehr und mehr den automatischen Renten- und Zinsstrom in den Säckel der Allgemeinheit lenken,

4. dadurch, dass man zum Kollektivbesitz und zur Kollektivverwaltung von immer mehr Formen von Grund, Boden und Kapital übergeht, in dem Masse wie sie zur öffentlichen Verwaltung sich eignen und die Demokratie sich fähig erweist diese Verwaltung zu organisieren und zu kontrollieren.

Das ist es, was der Sozialismus für mich bedeutet. Anstatt also danach zu streben automatische Einkommensquellen für einzelne Haushaltungen zu schaffen, mit dem Endresultat des Elends und der Entwürdigung anderer, werden wir uns bemühen die Produkte der allgemeinen Arbeit in den Haushaltungen derart zu verteilen, dass dadurch eine stetige Hebung der körperlichen und geistigen Fortentwicklung aller Bürger in dem Masse wie jeder sich entwickelungsfähig erweist erfolgen kann. Was wir im Auge haben, ist die Entwicklung des Charakters, die aber ohne wissenschaftliche Kenntnisse nicht zu erlangen ist. Jetzt gelingt es uns hauptsächlich deswegen nicht zu überzeugen, weil wir zwar Gefühl haben, aber die Prozesse des Lebens und des Staatswesens nicht genügend kennen. Unser Wissen ist noch ungenügend. Die Sozialisten müssen herausfinden, durch welche Massregeln man den unheilvollen Folgen der Unterbeschäftigung, der unregelmässigen Beschäftigung steuern kann, ohne die Produktion zu hemmen, auf welche Weise man der Schundbauerei ein Ende machen kann, ohne die Häuser zu verteuern, wie es zu ermöglichen ist vollständige demokratische Kontrolle zu erlangen, ohne die administrative Wirksamkeit zu verringern. Das alles wird nicht vom Gefühl gegeben, es erfordert wissenschaftliches Studium. Und selbst, wenn er alles das weiss, muss der Sozialist lernen seine Kenntnisse so darzustellen, dass sie überzeugen. Das blosse Abfassen von sozialistischen Rezepten kuriert noch nicht. Wir müssen lernen auf die Geister der Stadträte, Parlamentsmitglieder, Beamten, wissenschaftlichen Fachleute, auch der Wähler selber einzuwirken. Unsere Propaganda braucht sorgfältigeres Studium. Wir brauchen Arbeitsteilung. Das letzte Wort aber in unserem wissenschaftlichen Studium und in unserer Propaganda ist vor allem Geduld, Geduld und wieder Geduld.

XX

RUDOLF KÜRTZ · E. T. A. HOFFMANN



INE Zeit der Schwäche und ästhetischen Degeneration. Von den imaginären Prunkfesten der Romantik war nur die Anekdote geblieben. Die Schrecken der Nachromantik überfielen das Land; dumpfe Gehirne webten die Fetzen der Erlebnisse anderer zusammen, um den allegorischen Teppich als romantische Kunst zu verhandeln. In den Salons gähnte der schlaffe Ennui: schmachtendes Lächeln überlief zärtlich

gespitzte Lippen, in leeren Posen erstarrte Hände berührten formlose Gefäße voll dünnen Tees, und dazwischen rieselten schmale Bäche präziöser Gespräche, unterbrochen von Musik und Deklamation stillloser Dilettanten. Sie hatten an der Romantik das Experiment übersehen und sich nur mit dem Stofflichen amalgamiert, die Leerheit des Gehirns mit phantastischen Mohntränken reizend, um sich im Spiegel ihrer Ekstasen zu bewundern. Eine Literatur war gefordert, und sie hatten sie erhalten: neben dem unbegriffenen Jean Paul stand Ludwig Tieck, in dessen Alter die Jugend wie ein Meteor noch leuchtet; und zahllos um sie geschart die kleinen Götter der Fouqué und Freunde, deren fragwürdige Phantasie in ungeistigen Abenteuern spielte. Sicherer Materialismus überall, zwischen seinen Polen Aberglauben und Maschinismus pendelnd. In diesen Karneval wirbelnder Glieder, die sich nie zu einem Körper finden, tritt fremd der Kapellmeister Kreisler, über dessen Antlitz die Träume gleiten, als es schon in der Grimasse erstarrt. Da erkennen ihn alle: es ist E. T. A. Hoffmann.¹⁾

Die Zeit hatte ihn mit ihren Marken gezeichnet: anekdotischer Reichtum, trübe Magie, Operettenromantik. Der gewandte Novellist fand sich in den Begleiterscheinungen der Romantik: in der Apologie der Kunst und des Künstlers. Die Annäherung bleibt peripherisch, der Stilist Hoffmann ist ungeistig, er weiss gleich alles zu sagen, es prunkvoll und dekoriert zu sagen; er hat keine Hemmungen zu überwinden. Seine Prosa ist den Inhalten um einige Akkorde voraus; sie schwimmt über Dinge, die sich noch bewegen. Aber das Temperament, das diese Sprachfetzen wie Eis auf den Flüssen zusammenreibt, mit unzulänglichen und undurchsichtigen Wortbildern Seelenzustände von reinster Luzidität zeichnet: das ist der Künstler. Sein Ausdrucksmittel ist zu lose in seiner Hand; er dilettierte Jahrzehnte, ehe ihm die Sprache das fugsamste wurde. Noch mit 32 Jahren war er sich im unklaren, ob er zum Musiker, Maler oder Schriftsteller bestimmt sei. Er hatte wenig Gefühl für die Besonderheiten der Künste: seine Zeichnungen sind graphische Darstellungen von Anekdoten; seine Musik hält sich eng an die Illustrierung des Textes, und in der Sprache sucht er die Gefühlsskalen der Musik mit Worten zu imitieren. Diese illustrative Begabung distanziert ihn weit von der zarten Kultur der Romantik; aber er besass, was den anderen fremd blieb und die Romantiker in Formeln und Versen sich immer auszudrücken bemühten: die geheimnisvolle Kraft der künstlerischen Clairvoyance, einer eigentlichen Hellseherei, in der die Dinge in wechselnden Formen schillern; lebendige Masken der ewigen Ideen, Symbole. Die Anekdote des Causeurs wurde dem Dichter zum Problem. Das ist das Land Kreislers, das Hoffmann nur in seinen besten Stunden betritt. Kreisler fühlte in seiner Seele das Spiel der Kontraste, das Hoffmann entsetzte. In den Stunden, in denen er die Leser vergass, in den fliegenden Notizen seines Tagebuchs zittert eine wehrlose und geängstete Seele, steigt auf in tollen Kurven und sinkt in schauerlichen Gesichtern: ein vorwegnehmen-

¹⁾ Zu diesem gleichsam nur diagrammatischen Bericht empfehle ich die Aufsätze Franz Bleis *Prinz Hippolit und andere Essays* (Leipzig 1903), der Hoffmann auf endgültige Art in die deutsche Kultur einzeichnet, und Felix Poppenbergs *Bibelots* (Leipzig 1904), der das psychische Erlebnis Hoffmann wundervoll auszudrücken weiss. Beide Aufsätze sind Beispiele für zeitgemässe Prosa. Für das Biographische kommen allein die Veröffentlichungen Hans von Müllers in Betracht (*Kreislerbuch* (Leipzig 1903)), in dem sich der Archivar angenehm mit dem Psychologen hoffmannscher Prägung ein. Für die weiteren Kreise empfehle ich R. Schaukals *Kapellmeister Kreisler* (München 1906), der aus Hoffmanns Leben und Werk ein imaginäres Porträt destilliert.

der Psychologe erlebt burleske Tragödien, kuppelt Entsetzen und Hochmut, Verzückung und jähen Hohn. Ein Delirant, der seine Fieberkurve zeichnet. Die Psychologie, das war eine Zeitkrankheit und ein Mittel materialistischer Bemühungen das Gehirn als ein Räderwerk von dürre Selbstverständlichkeit zu zeigen, Grotesken und Visionen als notwendige Folgen gewisser Dispositionen zu erklären: diese »historische Reinlichkeit« war ihm »mehr als alles zuwider«. Er war Psychologe wie es unsere besten Zeitgenossen sind: Analytiker mit bebenden Sinnen, die im Echo ihrer Seele die Welt wiederfinden; begierig jeden Fiebertraum nachzuerleben, ihr Daseinsgefühl durch alle Möglichkeiten zu steigern. Seine Sensibilität sah die Dinge in den Schatten ihrer Entstehung, in der schöpferischen Bewegung ihrer Beziehungen, das Leben schien ein wundervolles Spiel der Motive, nur auf ein Künstlerproblem hinausführend. Sein Gehirn war ihm bis in die verborgensten Windungen zugänglich; und er versenkte sich in das Wunder der Gedankenbildung, in den Kampf der Eindrücke und den Antworten der Seele. Die Wissenschaft dringt nur bis an die Peripherie; die Erkenntnis wird nur der Intuition, die die Erscheinungen von ihren Bedingungen befreit sieht.

Und diese intuitive Seelenanalyse ist Hoffmanns Leidenschaft: seine Berichte über dunkle Kriminalprozesse operieren mit klinischen Hypothesen, alle Raffinements der ihm zugänglichen Mittel bietet der Psychologe auf, um sich dieses Gehirns, dessen Tat er zu beschreiben hat, zu bemächtigen. Das steigt bis zum intellektuellen Hochmut des Puppenspielers, der die Drähte führt: Euphemia in den *Elixieren des Teufels* theoretisiert dieses Gefühl. Es ist eine Leidenschaft, die verwegen mit dem eigenen Gehirn spielt. Auf einem Ball fühlt er sich vervielfacht, die Menschen, die ihn umgeben, sind Splitter seines Ichs, und aller Gehirne sind Teile des seinen, das aller Gedanken und Taten mitfühlen muss. Differenzierungen und Spekulationen, die das Gehirn sich selbst objektivieren; eine endlose Kette von Spiegelungen, die die Reflexe multiplizieren, durcheinanderschütteln, verwandeln, bis das Bewusstsein ein glühendes Chaos ist, Rausch des Wahnsinns. Dieses Vorgefühl schwächt und reizt seine Nerven; die leiseste Anspannung umgibt ihn mit Erscheinungen. er verliert das Gefühl der Einheit, der Individualität. Und durch das Konzert der Impressionen dringt immer wieder das Motiv des Wahnsinns: »Warum denke ich schlafend und wachend so viel an den Wahnsinn?« Und ein anderes Mal notiert er in sein Tagebuch: »Alle Nerven exzitiert von dem gesüssten Wein. Anwendung von Todesgedanken. Doppeltgänger.« Er kannte die Psychologenfreude für eine ganz flüchtige, undeutliche Stimmung ein klares durchsichtiges Wort zu finden, und fast minutiös malt er die Dämmerzustände in seinen Werken aus. Die Momente, in denen das Gehirn ein wüster Flammenkreis ist, beherrscht von physischen und psychischen Störungen, Zustände, die an der Grenze des Wahnsinns schwanken: das sind seine *objets d'art*. In den *Elixieren des Teufels* hat kein äusseres Geschehnis die Realität und Deutlichkeit dieser geistigen Zersetzungen. Der Psychologe ist der Visionär und die Vision die Versenkung in die imaginäre Welt, die einzige Realität.

Dieser Weltanschauung korrespondiert die Kunstphilosophie Hoffmanns: die Imagination ist die symbolische Erkenntnis des inneren Lebens. Er ist der begeisterte Apologet des Geistigen, und sein Rigorismus behauptet, dass der Körper nur als Möglichkeit des Geistes Berechtigung habe. Doch diese

Missachtung des Körperlichen entspringt noch einer anderen Quelle: der Inkongruenz des inneren Lebens und der äusseren Erscheinung. Dem Pathos der berauschten Seele war zur Auswirkung ein unscheinbarer Körper gegeben, und diese Gewissheit prägte der Seele Hoffmanns ihr Mal auf. Er, dessen inneres Leben strömender Gesang war, musste unfehlbar lächerlich werden, wenn er seinem Temperament folgte. Wie eine stechende Flamme verbrennt das die leichtbeschwingten Gefühle. Eingestellt auf die Beobachtung jeder Nervenfasers, sah er immer sein Spiegelbild neben sich und fühlte mit bitterem Hass den Kontrast des begeisterten Musikers mit dem hässlichen Menschen, dessen groteske Beweglichkeit ein seltsames Gegenspiel zu den feierlichen Worten seiner Kunst bildete. Dieses Gefühl ist heimisch unter den europäischen Dichtern des 19. Jahrhunderts, und die Erscheinung Stendhals wäre ein Rätsel ohne Beachtung dieser Motive. Um sich vor der eigenen Verachtung zu retten bleibt die einzige Möglichkeit das Körperliche durch überlegene Geistigkeit zu paralysieren, sich durch Ironie über den schmerzhaften Kontrast hinwegzusetzen. Hoffmann hat diese Erkenntnis von Jugend an begleitet. Wie schwer sie war, mögen die Worte bezeugen, die eine frühe schamhafte Liebe begleiten: »Da ich sie einmal nicht durch ein angenehmes Aussere interessieren kann, so wollt' ich, dass ich ein Ausbund von Hässlichkeit wäre, damit ich ihr auffiele, und sie mich wenigstens ansähe.« In den Tagebüchern, die Notizen über seine Bamberger Zeit und seine Liebe zu Julia bringen, knistern tolle Ironieen über blutige Gefühle; man spürt die Scham des alternden Mannes, der ein junges Mädchen an Schwärmt und die Lächerlichkeit dieser Situation in allen Nuancen spürt. Er spricht sich Mut zu dieses Leben zu ertragen und spielt den Schwerpunkt auf das Geistige hinaus, seine Unfähigkeit scheu umgehend in der reflexlosen Sinnlichkeit des naiven Menschen zu leben, die ihm roher Stoff scheint, Erscheinungsform für ein Geistiges, das nur durch die Imagination, den Traum erschaut werden kann.

Der geistige Mensch hasst das Anekdotische des Lebens, also im eigentlichen Sinne alle erhebenden Ereignisse des bürgerlichen Daseins, vor allem die Brennpunkte des normalen Vegetierens: die lauten Gefühle. Sie verletzen seine Scham und reizen seinen Intellekt sie durch Ironieen aufzuheben. Zur Zeit der stärksten Gefühlsanspannung notiert er: »Göttliche Ironie, herrliches Mittel Verrücktheiten zu bemänteln, stehe mir bei!« Und wie unerträglich der Druck der Sehnsucht war, deutet die Fortsetzung an: »Jetzt ist es Zeit in litteris zu arbeiten.« Geistige Ausleerungen waren für ihn eine körperliche Befreiung: das Ringelspiel der Leiden zerrann in herrlichen Träumen, imaginären Heldenfahrten. Die Sphäre seiner Erlebnisse war das Ausserordentliche; und das ist seine Kunst, dass er es nicht in der Anekdote, sondern in jedem elementaren Lebensvorgang sah. Er schaute an: so definierte er sich. Schaute so rein und unbefangen an wie Goethe: nur wies sein Spiegel eine besondere Krümmung auf. Schopenhauer bezeichnet dieses als die philosophische Stimmung, dass die Dinge ihre absolute Starrheit verlieren; Hoffmann hätte den Moment des Schauens so bezeichnet. Ein Gelehrter, der die Leiter auf und ab steigt, um Bücher zu suchen, wird ihm leicht zum Magier, der in einer ungeheuren Bibliothek von Sprosse zu Sprosse springt: das Beängstigende dieses Auf und Ab und der zahllosen Folianten wird ihm zum Erlebnis. Er empfindet das Grauen an den Dingen, wie Knut Hamsun

oder Arthur Rimbaud, der aus dem Erlebnis eines kleinen verärgerten Schreibers eine grauenvolle Vision formt: *Les assis*.

Die Angst an den Dingen, das ist Hoffmanns Erlebnis. Nicht das physische Erschrecken des Feigen, sondern das Erahnen einer unsichtbaren Welt, deren Erscheinungen die Dinge sind, mit denen wir leben müssen, ohne ihr Wesen und Bedeutung zu kennen. Die Doppelheit der Erscheinung wird sinnfällig in den mechanischen Apparaten. Diese besonders erregten Hoffmanns Einbildungskraft bis zu Orgien des Grauens und der Grausamkeit. Er spürt, dass das Schöpferische dieser toten Dinge die höchste Potenz des Artifiziiellen ist. Der Automat ist ungefährlich, ein spielendes Räderwerk: er war ein Freund der Automaten. Aber so einfache Dinge wie Brillen, Ferngläser, Spiegel: in diesem scheinbar Primitiven ist das Entsetzen. Das Erlebnis seiner Menschen ist die Furcht vor den grauenvollen Überraschungen des Lebens. »Etwas Entsetzliches ist in mein Leben getreten. Dunkle Ahnungen eines grässlichen mir drohenden Geschicks breiten sich wie schwarze Wolkenschatten über mich aus, undurchdringlich jedem freundlichen Sonnenstrahl.« Im Gespräch erblickt er Visionen, er zittert vor Aufregung und Angst und spielt in allen Ironieen, um sich vor der Verzweiflung zu schützen. Wie jeder Künstler empfindet er seine Reizbarkeit als Vorzug, glorifiziert sein Leiden, denn »solcher Kopfschmerz gebärt das Exotische«. Der Künstler ist die Blüte der Möglichkeiten, und diese Gewissheit stilisiert seine Gebärde. Es ist in ihm die entmaterialisierte Entzückung Wackenroders und die überzeugte Kunstsentimentalität des *Sternbald*, den er das wahre Künstlerbuch nennt. Er empfindet stärker als die Zeitgenossen die Besonderheit der künstlerischen Tat nur Kunst und nichts anderes zu sein. »Alles soll noch ausser dem, was es ist, was anderes bedeuten, alles soll zu einem ausserhalb liegenden Zweck führen, den man gleich vor Augen hat, ja selbst jede Lust soll zu etwas anderm werden als zur Lust und so noch irgend einem andern leiblichen oder moralischen Nutzen dienen, damit nach der alten Küchenregel immer das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden bleibe.« Kunst ist Moral, weil es ausser ihr nichts gibt, sie ist die wahre Metaphysik des Lebens, und mehr hat Nietzsche damit nicht gemeint als dieses Wort Hoffmanns es sagt: »Der Musiker sieht die ganze Welt im Widerschein seiner Kunst.«

Die Kunstmetaphysik projiziert sich auf ein willfähriges Temperament, das mit ungewöhnlicher Leichtigkeit Stoffliches findet und die Anekdote mit sicherer Virtuosität zu erzählen weiss. Hoffmann schrieb gern und leicht. Aber die wirklichen Kunstwerke entstanden unter der hypnotischen Kraft eines nicht zu ertragenden Schmerzes, sind emporgewirbelt aus Rausch und Qual, Traum und Tod, leuchtende Formen, von hämischer Selbstverachtung verzerrt. Es verlangt Weltfremde oder grosse Schamlosigkeit einen *Zarathustra* zu schreiben: und Hoffmann hatte immer einen Beruf. Das Zeitgemässe in ihm zwang ihn in die Atmosphäre der Geheimräte und Aktuare; er hatte den schlechten Umgang des Schriftstellers, der in seinem Milieu eingeschlossen ist. Ihre Schwächen erfasste sein Blick am sichersten, es gibt keine schärferen Porträts des Salonverkehrs als die Novellen Hoffmanns. Er sah weit genug, um moralische Wertungen zu vermeiden: er sagt nicht *gut* und *böse*, sondern *gute* und *schlechte Musikanten*. Der farblose Bürger ist ihm fremd: er vergröbert, er sieht ihn unter der Optik des Exzentriks. Diese absoluten Kontrastierungen vermindern den Fond seiner Typen; eigentlich sind es nur zwei: Anselmus,

der naive Künstler, und Julia, »die Liebe des Künstlers«. In diesen Situationen fühlte er sich stets: als Anselmus unter den Philistern, und zur Julia wurde ihm jede Geliebte. Er erlebte sie wie ein Kunstwerk: in den Tagebüchern sind tolle Sprünge, Stimmungen sinken in hohen Wellenbergen, schwanken in grossen Kurven, die entlegendsten Punkte der Seele berührend. Die Stunde der Verzweiflung zersplittert in helle Ironieen, die plötzliche Trauer ablöst. Ansätze zu hohen Begeisterungen, die in zuckenden Mundwinkeln untergehen. Die einzige Rettung ist die Musik. Er notiert die seltsamen Stunden vor dem Schaffen, vor den Träumen, wo die Erscheinungen in einander verfließen: Töne Düfte scheinen und Farben klingen, die Stimmungen in unmessbaren Tempo sich in Landschaften umsetzen und wieder in ein magisches *concert spirituel*.

In diesem Chaos fabelhafter Korrespondenzen vertiefen sich die Gesichte, ein kleines Fräulein Marc aus Bamberg wird Julia, wird Donna Anna, dieser Traum aus Musik und Vision, wird Aurelia, die Gnadenvolle, die den verlorenen Mönch mit ihrer reinen Liebe rettet, wird Julia und Hedwiga, die Schmerzreiche, unsere liebe Frau mit den sieben Schwertern: Sancta Caecilia in Glorien schwebend über den Passionsweg des kleinen Rates. Sie allein wecken die Kunst im Menschen, und der Künstler ist der Sieger im Leben; wer phantasielos genug ist in jedem Symbol die Allegorie zu suchen, wird diesen Triumph des Musikers leicht aus seinen Werken herauslesen: in einem seiner feinsten und programmatischsten Bücher, *Klein Zaches*, ist es eindeutig gesagt, dass die transzendente Erkenntnis nur ein Surrogat ist, nur die intuitive, musikalische ist durch keinen Schleier der Maja zu täuschen. Das innere Leben erkennt traumhaft: wenn ein Anselmus eine Serpentina findet, so ist die äussere Welt eine Flut von Metaphern, blüht unter Leuchten und Musik, und in diesem inspirierten Zustande erkennt er das Urbild der Dinge. Hoffmann der Künstler überrascht den Schriftsteller immer: die geschickt gefundene Anekdote vergeistigt sich unbewusst, und endlich sind nur noch ihre Konturen, von einem fremden musikalischen Geist gefüllt. Die Kunst war ihm nur als Symbol denkbar: so zeigt sich ihm Mozarts Don Juan; den er zu dem Typus stilisiert, wie er in unserer Anschauung lebt. Die Vergeistigung der Sinnlichkeit fordert der Künstler von seinen Menschen: Anselmus heiratet die schöne, aber materielle Veronica nicht, und Eduard nicht Michaeline (in der *Brautwahl*).

Das Leben des Künstlers, wie es Hoffmann in der Imagination lebte: das war sein tiefstes Erlebnis. Es ist vielleicht das Grösste an ihm, dass nächst Goethe kein Dichter sein Leben so künstlerisch erlebt hat, sein Werk so kristallisierter Niederschlag der inneren Abenteuer ist. Er stellt den eigenen Schmerz und die Leiden mit der Unmittelbarkeit des grossen Künstlers heraus, und das adelt sein Werk über die Zeiten. Und weil ihn die Welt mit ihren Fremdheiten beunruhigte, rang er mit dem Grauen des Ekstatikers. Seine Menschen kämpften in hohen Spannungen der Lebensangst: alle Dinge erstarren in den farblosen Grimassen des Entsetzens, die Seele taucht von inneren Schauern zu tieferen Gefahren, Visionen gebärden sich wie Philister, und Philister haben die Gebärde schattenhafter Fakire: durch die hohlen Löcher der Masken strahlen immer andersfarbige Lichter; der graue Archivarius Lindhorst wird zum leuchtenden Salamanderkönig; Prosper Alpanus steht im kaiserlichen Mantel des Magiers, und Peregrinus Thyss blüht weiss und herrlich empor, und dunkelrot

blutet sein Rubinherz. In Ekstasen der Angst versinkt das Gefühl der Persönlichkeit, die Glieder funktionieren automatisch, das Gehirn ist sich seiner tödlichen Angst bewusst, und hinter dieser Erkenntnis schiebt das träge Auge des Wahnsinns. In diesen Schrecken krümmt sich der fanatische Analytiker. Der Schriftsteller sucht die Qual der Nächte in sichere Metapher aufzufangen, zu verdeutlichen; etwa durch ein Messer, das sich durch Generationen vererbt und immer Unheil anrichtet: ein beliebtes Requisit der Schicksalsdramen. Hoffmann weiss die Atmosphäre seiner Werke so wundervoll abzustimmen, dass Traum in Tat und Tat in Traum verrinnt; es ist nie sicher, ob etwas Wirklichkeit oder Fiebertraum ist. Die kleinen Novellen sind technisch unübertrefflich und enthalten des Köstlichen mehr als die gesamte Nachromantik.²⁾ Psychologische Parforceleistungen wie das *Fräulein von Scuderi*, auf deren bunten Grunde die schimmernden Juwelenorgien des Goldschmieds Cardillac kreisen; grauenhafte Landschaften im *Ignaz Denner*, Spätherbstabende über dunklen Fichten und verrufenen Wegen, in denen der rote Mantel wie eine Fahne in einsamen Nächten saust, spielen mit grosser Gewandtheit auf der Bühne seiner Leiden. Glänzend komponierte Detailgemälde wie *Die Brautwahl*, *Signor Formica*, *Das Majorat*: das leuchtet in hellen Farben und fabelhafter Bewegtheit. Dann die Offenbarungen seines tiefen Kunstenthusiasmus: *Der goldene Topf*, *Klein Zaches*, die Musikantenstücke. Und die unvergleichliche *Brambilla*, dieser Traum aus Musik und lichten Wolken, der berauschte Karneval der Mathematik. Oft vernachlässigt stehen die *Elixiere des Teufels* auf dem Gipfel seines Werks: Visionen im rapiden Tempo durch unglaubliche Landschaften wirbelnd, Menschen wie fliegende Nebel skizziert, Genrestücke von präziser Energie, Abende, die Grausen mit Lyrisismus mischen, entsetzliche Kommunionen von Purpur und Nacht. Und sein stärkstes Werk, die Kreislerbiographie; die Ausstellung der lebendigen Automaten, der blutende Mechanismus, Seelen so klar wie bläuliches Stahl, über das der Mond fährt; blutige Strudel, in denen Menschen wirbeln; dunkle Gewitternächte, schwarz von goldenem Stahl durchzuckt, und das gelassene Dröhnen einer Wetterharfe. Das sollte noch stärker in den *Lichten Stunden eines wahnsinnigen Musikers* klingen, deren Plan sein ganzes Leben begleitet. Ein *Buch für Kenner* sollte es werden, für alle und keinen, wie der *Zarathustra*. Eine Disposition ist erhalten: »Die Liebe des Künstlers — Der kühle Augenblick — Klang aus dem Norden — Klang aus dem Süden — Mystik der Instrumente — Musikalisches Helldunkel — Tonarten«.

Das ist sein Leben, in Musik umgesetzt.³⁾ Die Menschen entmaterialisieren sich,

²⁾ Von Gesamtausgaben der Werke Hoffmanns nenne ich zuvörderst die Grisebachsche bei Hesse, die alles Wesentliche in grosser Vollständigkeit bringt und den Vorzug eines sehr geringen Preises hat. Wenn es um ein Bild Hoffmanns zu tun ist, greife zum *Kreislerbuch*, das H. von Müller sehr künstlerisch vom Anekdotischen befreit und mit wertvollen Beilagen versehen hat. Die Märchen sind in dem *Hortus Deliciarum* bei Bard erschienen, von H. von Müller mustergültig herausgegeben und vom Verlag ebenso ausgestattet; wer einem Hoffmannfreund eine Freude machen will, wird diese philologisch getreue und stilichere Ausgabe wohl zuerst zu berücksichtigen haben. Es sei noch auf die eben erscheinende Hoffmannausgabe hingewiesen, die H. von Maassen bei Georg Müller in München erscheinen lässt: sie verspricht die Ausgabe zu werden.

³⁾ Das Hoffmannporträt, das diesem Heft vorangesetzt ist, ist der Mappe *Sechs Romantikerporträts* von John Höxter entnommen, die die Buchhandlung Edmund Meyer in Berlin ediert hat. Es ist hier nicht der Ort den Kunstwert dieser Publikation festzustellen: nur so viel möchte ich sagen, dass diese sechs Porträts die vollendetste bildnerische Spiegelung der Romantik ist, die ich kenne. Was der Schriftsteller zu entwirren bestrebt ist, hat der Graphiker in einer ertauslichen Synthese ausgedrückt. Der zeichnerische Wert entspricht diesem psychologischen.

Morgen werden wollte, legte er sein Haupt zur Ruhe. Dann seufzte er: »O Gott, warum versagst du mir das Zeichen, auf das ich harre? Warum lässest du die Sterne ihre Bahn wandeln herauf und hinab und führest uns nicht aus der Irre? Oder stehet dein Wille geschrieben in diesen ewigen Zeichen, hast du die Schrift deiner Weisheit leuchtend an den Himmel gemallet, und es sind nur meine Augen blind und mein Verstand reichet nicht, dass er die Sprache deiner Zeichen verstehe?«

Am besten hielt der heilige Kaspar in diesen Wirrnissen sein Gemüt aufrecht. Er war der Jüngste der drei Könige, und seine Einfalt war so gross wie seine Weisheit. Die Sonne hatte ihm das Gesicht verbrannt, dass er aussah wie ein Mohr, weshalb auch der Leumund, der sich immer an den Anschein hält, ihm nachsagte, er sei ein Mohrenfürst. Wohin er kam, pries er die Herrlichkeit der Welt und dankte dem Herrn, der solche Wunder erschaffen hat. Wenn er die beiden anderen so niedergeschlagen sah, sagte er: »Warum doch trauert ihr, meine Brüder? Sehet an die Welt und ihre Herrlichkeit; ist es nicht gut sein allerorten, wo die liebe Sonne scheint und die wunderbaren Werke des Lebens wirkt?« Darüber staunten Melchior und Balthasar; denn es deuchte sie, Kaspar habe der alten Heimat vergessen und vergnüge sich leichtherzig in der Fremde an Dingen, an denen sie vorübergehen sollten, achtlos und ungerührt, ein höheres Ziel treulich vor Augen. Wenn sie ihm das vorhielten, meinte er wohl, die alte Heimat, die sei ein gar wonniges Ziel; aber item, da nun der Weg dahin ihnen noch nicht offenbar, und sie bemüssigt wären zu wandern, zu wandern durch alle Reiche der Welt, vielleicht bis ans Ende ihrer Tage, warum sollten sie sich nicht an dem ergötzen, was ihnen unterwegs Schönes und Holdseliges begegnete?

Und so bildete sich allmählich jeder seinen stillen Glauben für sich: der heilige Balthasar, dass sie in ein neues Reich fern von der alten Heimat berufen seien, der heilige Melchior, dass sie unbeirrt durch alle Hindernisse und Irrwege in die alte Heimat zurückfinden sollten, der heilige Kaspar, dass sie ohne Ziel und Absicht lobpreisend durch die Welt zu ziehen hätten, solange es dem lieben Gott gefiel. Als sie aber dieser Meinungsverschiedenheit inne wurden, erschranken sie in ihren guten, königlichen Herzen gar sehr. Deshalb hielten sie eines Tages noch einmal Rat mit einander, und nach reiflicher Erwägung beschlossen sie wieder nach Bethlehem zurückzukehren, an den heiligen Ort, von dem sie ausgegangen waren, weil es doch wohl möglich wäre, dass sie den Weg von Anbeginn verfehlt und eine falsche Richtung eingeschlagen hätten.

Es war Nacht, als sie in Bethlehem anlangten. Schwarz hing der Himmel von Wolken. Nur zuweilen fuhr ein Blitz grell durch die Finsternis und zerriss für einen Augenblick den undurchdringlichen Schleier. Dann glaubten die heiligen drei Könige die Wunderstätte wieder zu erkennen, an der ihnen einst Heil widerfahren war; und sie erwarteten in ihrer frommen Zuversicht nichts anderes, als dass sich die Türe des gebenedicten Stalles wie damals öffnen werde, um ihnen den himmlischen Anblick des Kindes zu enthüllen, das lichtumflossen auf dem Schoss der Jungfrau spielte. Und wie damals wollten sie vor dem Kinde knien und von seinem strahlenden Angesicht die Offenbarung empfangen, nach der sie sich sehnten.

Sie warteten freudig in der Finsternis. Aber die Tür öffnete sich nicht.

Beim Grauen des Morgens wagte es der heilige Balthasar mit schüchternem Pochen Einlass zu begehren. Dreimal klopfte er. Da fiel die morsche Tür aus den Angeln und stürzte polternd in den inneren Raum. Und mit Schrecken sahen die heiligen drei Könige, dass er leer war. Kein Dach bedeckte ihn; fahl schien der Himmel herein und warf einen grauen Schein auf die Trümmer, die umherlagen.

Aus dem dunkelsten Winkel aber stieg drohend und furchtbar wie ein Gespenst eine schwarze Gestalt herauf. Es war ein alter Mann mit einem wilden Bart, der ihm bis auf die Lenden fiel. Sein Blick war böse, und sein Mund war bitter. Er wandte sein Angesicht ab, als er an den heiligen drei Königen vorbeischnitt.

Der heilige Kaspar hielt ihn an. »Wer du auch seiest, der du hier wohnst«, sagte er gütlich, »vergib, dass wir hier eingedrungen sind, vielleicht kannst du uns Bescheid geben«

»Ich bin keiner, der Bescheid gibt«, versetzte grollend der Mann aus seinem Barte.

Der heilige Kaspar, also abgewiesen, trat zurück. Da stellte sich der heilige Balthasar dem düsteren Fremdling in den Weg: »Vernimm: Wir sind die heiligen drei Könige. Wir sind gekommen, das Kind anzubeten, das hier geboren ward, das Kind Gottes, das die Welt mit Freude und Frieden erfüllen und uns den Weg und das Ziel weisen wird«

»Ich weiss von keinem Kinde«, versetzte der Mann und ging vorbei.

Aber getrieben von der Sehnsucht seines Herzens, fasste der heilige Melchior nach dem Zipfel seines Mantels. »O du Unbarmherziger«, rief er schmerzlich siehst du denn nicht, dass wir müde sind von vergeblichem Hoffen und Harren? Seit undenklichen Zeiten wandeln wir durch die Welt, nun hat unser Glaube uns hierher zurückgeführt. Sollen wir wieder unbelehrt von dannen ziehen? Sollen wir wandern in alle Ewigkeit?«

Da blieb der Fremdling auf der Schwelle stehen und wandte sich um. Sein Auge fiel auf die bestaubten Kronen und die abgeschabten Purpurmäntel der heiligen drei Könige. Er sagte mit höhnisch klagvollem Lachen: »Hei, hei! Also wandern auch die, die glauben, ziellos durch die Welt, und nicht nur der, der zweifelt? Wandert nur weiter, Ihr heiligen drei Könige, wandert in alle Ewigkeit! Das ihr sucht, das Ziel, das werdet ihr nimmer finden. Ich, der ich wandere, so lange wie ihr, und kenne die Reiche der Welt von Aufgang bis Untergang, ich weiss es und sag' es euch.«

»Wenn du die Reiche der Welt kennst, Fremdling«, sagte der heilige Melchior, »dann vermöchtest du wohl auch uns den Weg zu weisen, der uns in die alte Heimat zurückführt, wo wir wieder einträchtig neben einander regieren wollen, wie einst in lang vergangenen Tagen.«

Der Fremdling stiess seinen hohnvollen Klagruf aus. »Hei, hei! Ihr törichten Könige, warum habt ihr das Land verlassen, das eure Heimat war? Die weil ihr nach neuen Zielen in der Welt umherschweifet, sind eure Reiche zerfallen, die alte Ordnung ist umgestürzt, Aufruhr hat die Eurigen ergriffen, und zwischen ihnen wütet der Krieg. Wo du herrschest, Balthasar, ist ein falscher König auf den Thron gestiegen und duldet keinen anderen König neben sich und hat sich angemasst allein zu verrichten, was euch dreien zugehört. Und dein Reich, Melchior, hat er unterjocht und nimmt den Deinen

das Brot und lässt sie darben, und sie müssen ihm dienstbar sein und haben nur Ansehen, soweit sie sich ihm beugen. Die Deinen aber, Kaspar, sind ganz verachtet und in die Sklaverei verkauft; sie werden angespioniert und mit Füßen getreten von denen Balthasars und sollen ausgetilgt werden mit Feuer und Schwert als Widersacher Gottes und Gehäuse des Teufels. Dafür rotten sie sich bei Nacht zusammen und empören sich heimlich, und wo sie können, rauben und morden sie und brennen nieder die Werke derer von Balthasar und Melchior.«

Als die heiligen drei Könige diese Worte vernahmen, weinten sie bitterlich. Endlich sagte der heilige Balthasar unter Tränen: »Wohl ist es wahr: Unsere Untertanen sind niemals friedfertig gewesen, sondern haben in Hader und Zank gelebt und sich übernommen gegen einander und waren jedes ein zorniges Volk, schwer zu regieren und voller Gebrechen. Deshalb sind wir ausgezogen dem Sterne nach, der uns den neuen König der Welt verhieß. Diesen König haben wir angebetet, in seine Hände haben wir unsere Scepter gelegt. Er sollte herrschen in unseren Reichen und sie erfüllen mit seinem Licht und seiner Gnade. Ja, wir haben ihn gesehen, den König der Welt, das Kind der Verheissung, das Gotteskind! In ewiger Herrlichkeit spielt es auf dem Schoosse der Jungfrau, die es geboren hat. Wer vor ihm kniet, von dem wird alle Last und Pein genommen, aller Fragen wird er ledig, aller Unrast wird er frei. Wir wollen in das Reich ziehen, das von ihm gegründet ist, das soll unserer Wanderschaft Ziel sein. Wenn du ein Genosse unseres Schicksals bist und mehr weisst als wir, so gib uns Kunde, wohin das göttliche Kind entschwunden ist, und wo sein Reich sich befindet, das gebenedeiete Reich des Gotteskindes!«

Der Fremdling richtete sich hoch auf. Sein schwarzer Bettlermantel flatterte um ihn wie eine Gewitterwolke. Sein Blick war Unheil, seine Gebärde Verzweiflung.

»Hei, hei! Ihr törichten Könige, das Ziel, das ihr suchet, ihr werdet es nimmer finden. Wandert in alle Ewigkeit, ihr törichten Könige! Das Reich des Gotteskindes ist nicht gegründet, die Erlösung ist nicht gekommen, die Welt läuft ihre Bahn ohne Ende und Ziel, wie vor und eh. Wisset: Das Kind, das hier geboren ward, das ist ein Mann geworden, und der Mann hat der Welt die Erlösung bringen wollen und hat sich um seiner Botschaft willen ans Kreuz schlagen lassen. Ich habe ihn gesehen, als er nach Golgatha geführt ward. Ich stand vor meiner Tür. Da kam er vorbei. Er trug auf der Schulter das Kreuz, an das er geschlagen werden sollte, Henkersknechte und gemeines Volk gingen hinter ihm her. Und er blieb vor mir stehen und sagte: »Siehe, ich bin der Sohn Gottes, der gekommen ist, durch seinen Opfertod die Welt zu erlösen; gewähre, dass ich raste auf der Bank vor Deinem Hause!« Ich aber trieb ihn hinweg und sagte: »Gar viele sind hier den Weg zur Richtstätte gegangen, doch keiner von ihnen hat die Welt erlöst. Und würd' ich so alt wie die Welt, nie würd' ich glauben, dass einer ihr Erlösung brächte.« Da setzte er seufzend seine Schritte weiter fort. Aber schon im Gehen wandte er sich noch einmal nach mir um, und ich hörte die Worte: »So wandre denn durch die Welt, bis du es glaubst!« Ich blieb in meiner Türe stehen und sah von Ferne zu, wie er hingerichtet ward. Und als er am Kreuze hing, verfinsterte sich die Sonne, die Erde wankte unter meinen

PAUL KAMPFFMEYER · DIE INTELLEKTUELLEN UND DIE SOZIALDEMOKRATIE



MIT einer ungeheuren Umwälzung in der Welt der Intellektuellen kündigte sich die grosse französische Revolution an. In den französischen Salons machte sich der adlige Schönggeist zum lauten Echo der demokratischen Grundgedanken eines Rousseau, und der elegante Abbé wiederholte die salzigen Religionsspöttereien eines Voltaire und die materialistischen Kraft- und Stofftheorien eines Holbach. Der Liberalismus hatte die geistige Atmosphäre Frankreichs so mit seinen Gedanken erfüllt, dass selbst die Vertreter des *ancien régime* ganz unter dem Banne dieser Ideen standen. Gewiss, die geistreichen Abbés des alten Frankreichs mischten sich nicht unter das Volk und liessen ihre revolutionären Blitze nicht an kleinbürgerlicher Tafelrunde sprühen, und der französische Edelmann schmiedete aus den neuen revolutionären Prinzipien keine handfesten, derben Waffen für das Volk, sondern nur zierliche Galanteriedegen, die er eitel in den Boudoirs der Damen funkeln liess. Mit einem Wort, das Studium der revolutionären Literatur wandelte durchaus nicht die Intellektuellen Frankreichs in fanatische Schwinger revolutionärer Brandfackeln um — sie brauchten gleichsam nur die neue Helle der Aufklärung zur Steigerung der Lichteffekte ihrer strahlenden Salons —, aber dieses Studium entfremdete sie doch völlig den Traditionen der Feudalzeit und machte sie zur Verteidigung des Bestehenden unfähig. Und so hat denn die revolutionäre Literatur der grossen Staatsumwälzung des 18. Jahrhunderts selbst in den Kreisen des Hochadels und der Geistlichkeit einen geradezu unschätzbaren Dienst geleistet: sie schlug den Vertretern des Alten selbst die geistigen Verteidigungswaffen aus der Hand.

Die ausschlaggebende Bedeutung, die in der grossen Weltwende des 18. Jahrhunderts die Hinneigung der Intellektuellen zu den Prinzipien der Revolution erhielt, ist oft genug in der Geschichtsschreibung dick unterstrichen worden. Wir brauchen daher hier nicht langatmig die Ansichten der Historiker von Schlosser bis Taine über die Rolle der Intellektuellen in der französischen Revolution zu rekapitulieren, uns kann der Hinweis auf die allgemeine Entwaffnung der Intellektuellen der privilegierten Klassen Frankreichs genügen, die notwendig an die Verbreitung der Theorien der Rousseau, Voltaire, Holbach geknüpft war. Und doch, wie dünn war bei all ihrer Bedeutung für den Fortschritt des revolutionären Geistes in Frankreich die Schicht der Intellektuellen! In den vornehmen Salons einige Gruppen schöngestiger Edelleute, Schriftsteller und Ärzte, in den Bureaus einige redegewandte Advokaten. Die Schriftstellergruppe zählte nur relativ wenige Köpfe, denn das Zeitungswesen, diese ökonomische Basis unseres modernen Berufsschriftstellertums, steckte noch in den allerersten und allerdürftigsten Anfängen: erschien doch im Jahre 1777 das erste französische Tageblatt, *Le journal de Paris*. Die Klasse der Ärzte war nur stärker in den grösseren Städten vertreten, ebenso die der Advokaten. Wenn nun schon die relativ kleine Gruppe der Intellektuellen Frankreichs zu einem umwälzenden Faktor in der Entwicklungsgeschichte der modernen Gesellschaft wurde, in wieviel höherem Masse kann heute die grosse Welt der Intellektuellen bestimmend auf den Gang der historischen Ereignisse einwirken! Ja, die Intellektuellen umfassen heute schon tatsächlich ihrer Zahl nach eine kleine Welt. Um die Mitte des letzten Dezenniums des 19. Jahr-

hundreds gab es in Deutschland allein über 7200 Zeitungen und Zeitschriften. Die Intellektuellen der Feder füllen heute mit ihren Namen und Werken einen dicken Band. Die Zahl der deutschen Ärzte betrug 1901 27 734. Wahre Riesenarmeen Intellektueller sind in private, kommunale und staatliche Betriebe eingestellt. Am Anfang unseres Jahrhunderts zählte der *Verein deutscher Ingenieure* allein 19 000 Mitglieder.

In behaglicher Musse lebten ihre Tage unter dem alten Regime in Frankreich die Intellektuellen, die so witzig und geistreich parlierenden Marquis und Abbés dahin. Aus der Welt schaffender körperlicher und geistiger Arbeit fielen sie fast völlig heraus. Man kann ohne Übertreibung sagen: Unter dem alten Regime wäre das wirtschaftliche Leben völlig seinen gewohnten Gang gegangen, auch wenn sämtliche Intellektuelle der privilegierten Klassen mit einem Schlage vom Erdboden verschwunden wären. Der moderne Intellektuelle ist kein vornehmer Müssiggänger mehr, er ist ein emsig schaffender Arbeiter geworden. In dem grossen ökonomischen Triebwerk unserer Tage sind ganze Systeme der feinsten, notwendigsten Räder ausschliesslich von Intellektuellen gebildet. Die ganze komplizierte moderne Wirtschaftsmaschine steht still, sobald diese Systeme von Rädern ausgeschaltet werden. Der Intellektuelle ist ein notwendiger Bestandteil der Wirtschaftswelt selbst geworden, und diese Tatsache hat den Intellektuellen des 20. Jahrhunderts weit über die Schultern des Intellektuellen des 18. Jahrhunderts hinauswachsen lassen. Der Intellektuelle des 18. Jahrhunderts gründete seine Existenz zumeist auf feudaler Ausbeutung höriger Arbeitskräfte. Die Einkünfte der Marquis und Abbés flossen aus harter Fronarbeit. Der Intellektuelle war auf das engste an die Erhaltung unfreier Arbeit gebunden. Seine Existenz musste ihm eigentlich zum einseitigen Fürsprecher des Bestehenden, zum ausgesprochenen Verteidiger der Interessen der Besitzenden machen. Der Intellektuelle des 20. Jahrhunderts dagegen schöpft seinen Unterhalt nicht aus unbezahlter Arbeit, er ist kein müssiger Rentenempfänger. In harter Arbeitsfron erwirbt er sich meist nur eine schmale Existenz. Auf die Schultern der Intellektuellen werden ferner zum Teil die ungeheuren Bildungskosten für die Erziehung der kommenden Generation Intellektueller geladen. Kein Pfennig Kapitalgewinn strömt gewöhnlich dem Intellektuellen aus seiner wirtschaftlichen Stellung zu. Seine Existenz ist zumeist vom Kapitalgewinn, vom arbeitslosen, auf Ausbeutung beruhenden Profit abgetrennt. Diese Tatsache findet ihren klarsten Ausdruck in der beginnenden Verselbständigung grosser Gruppen der Intellektuellen, in dem Zusammenschluss dieser Intellektuellen zu sozialen und beruflichen Interessenverbänden.

Zwei Momente beleuchten tageshell die im Wesen der Sache selbst liegende Stellung der Intellektuellen zum Befreiungskampf der arbeitenden Klasse: das Wurzeln der Intellektuellen des 20. Jahrhunderts in der Welt der Arbeit und ihre Loslösung von den Interessen des Kapitals. Beide Momente machen die Intellektuellen zu natürlichen Verbündeten der Sozialdemokratie. Die Sozialdemokratie ist recht eigentlich die Vertreterin des Prinzips der Arbeit gegenüber dem Kapitalprinzip: sie will auf produktivem Gebiete eine genossenschaftliche Organisation der Arbeit unter Leitung der Befähigtesten und auf konsumtivem eine Güterteilung nach den Arbeitsleistungen der Individuen begründen. Sie erklärt der Herrschaft der Kapitalsmonopolisten über die Produktionsmittel den Krieg und stellt in die leitenden Posten der genossenschaftlichen Betriebe die geistig hervorragenden Individuen ein. Die Arbeit gibt in

zweifacher Hinsicht den Massstab für die Bewertung der Menschen ab: sie bestimmt die Stellung der Individuen im Produktions- und im Konsumtionsprozesse. Ein aristokratisches Arbeitsprinzip, eine besondere Wertschätzung der geistig-körperlichen Arbeit hat die Sozialdemokratie auf ihre Fahne geschrieben. Der Kapitalismus verteilt die Rollen im gesellschaftlichen Produktions- und Konsumtionsprozesse nach der Ausrüstung der Individuen mit Kapitaleigentum, mit dem Eigentum an Produktions- und Zirkulationsmitteln etc., und nicht nach den geistig-körperlichen Arbeitsleistungen. Die Sozialdemokratie dagegen ist die Partei des Arbeitsadels, der Neuwertung der Arbeit. Und gerade im Interesse einer wirksamen Propaganda der sozialistischen Ideen in den Kreisen der Intellektuellen hat die Sozialdemokratie das von ihr vertretene Arbeitsprinzip stark zu unterstreichen.

Die ungeheure Bedeutung der Intellektuellen für die Umgestaltung der kapitalistischen Wirtschaft dürfte unsere kurze Betrachtung der quantitativen Ausdehnung der intellektuellen Schicht in der modernen Gesellschaft und ihrer produktiven Arbeit im heutigen ökonomischen und sozialen Leben erschlossen haben. Die Sozialdemokratie ergreift gleichsam ein wichtiges, notwendiges Stück der ganzen sozialwirtschaftlichen Maschinerie, wenn sie die schöpferischen Intellektuellen für sich gewinnt.

Die bisherigen Ausführungen sind zunächst nur von dem Gedanken getragen: wie zieht die Sozialdemokratie die Intellektuellen in den Bannkreis ihrer sozialistischen Prinzipien? Diese Ausführungen erörtern noch gar nicht die wichtige Frage der Einstellung der Intellektuellen in den Parteidienst. Über den Intellektuellen als Parteigenossen, als Parteiagitor, als Parteiorganisator, als Parteitheoretiker haben wir noch mit keinem Wort geredet. Und gerade diese Frage entflammte den grossen Begründer der Sozialdemokratie, Ferdinand Lassalle, zur intensivsten Tätigkeit. Es ist fast rührend zu sehen, wie Lassalle theoretisch in seiner Agitation um jeden einzelnen für seine Prinzipien massgebenden Intellektuellen ringt, wie er sich unausgesetzt bemüht in die Parteipraxis Intellektuelle als Bevollmächtigte seines Vereins einzustellen. Die Lösung der Frage, welche Bedeutung der Intellektuelle für den Parteidienst hat, ist vielfach dadurch erschwert worden, dass in der Parteidiskussion der Intellektuelle stets ohne weiteres mit dem sogenannten *Akademiker* identifiziert wurde, und die Abneigung gegen unsere höheren Lehranstalten verwirrte dann die ruhige Betrachtung. Indes, jene Gleichsetzung ist schon für sich unrichtig. Der Intellektuelle geht über den *Akademiker* hinaus, er ist der Träger wissenschaftlicher und künstlerischer Ideen, und es ist im Prinzip durchaus gleichgültig, ob er diese durch den regelmässigen akademischen Unterricht oder durch das Selbststudium vermittelt erhielt. In der Parteidiskussion suchte man nun vielfach einer vermeintlichen Überschätzung der Intellektuellen, der *Akademiker*, für den Parteidienst mit dem Hinweis auf die stattliche Zahl der *Arbeiter* entgegenzuwirken, die eine geistig führende Stellung in der Partei eingenommen haben oder noch einnehmen. Man zeigte mit dem Finger auf den Drechsler Bebel und auf den Sattler Auer. Nun wohl, diese *Arbeiter* wurden geistige Leuchten, weil sie das Handwerkzeug völlig oder wenigstens während grosser Zeiträume an den Nagel hingen und in jahrzehntelanger geistiger Schulung und im eifrigen Studium der zeitgeschichtlichen und staatswissenschaftlichen Literatur für ihre intellektuelle Ausbildung eine solche Spanne Zeit gewannen, wie sie selbst manche akademisch Gebildeten, die nach schneller Absolvierung

ihrer Studien sofort in anstrengende, sie ganz ausfüllende Brotberufe eintreten müssen, nicht gegeben ward. Es ist daher völlig verkehrt, die *Arbeiter* Bebel und Auer gegen die *Akademiker* alias Intellektuelle auszuspielen. Man zähle nun zu den Marx, Lassalle, Engels, Liebknecht alle die Arbeiterintellektuellen, die seit einigen Dezennien ausschliesslich oder vorwiegend philosophischen, historischen, volkswirtschaftlichen und staatswissenschaftlichen Studien obliegen und ganz in den Dienst der Propaganda des sozialistischen Gedankens und der staatlichen und kommunalen Sozialreform getreten sind, und man wird endlich einmal richtig die Grossmacht des Intellektualismus in der Sozialdemokratie einschätzen. Bei einer richtigen Wertung des Intellektualismus in der Sozialdemokratie wird endlich die scharfe Scheidelinie, die bisher zwischen den akademischen und nichtakademischen Intellektuellen gezogen wurde, in Fortfall kommen. Und damit wird dann auch eine gerechtere Behandlung der akademischen Intellektuellen eintreten.

Man hat mitunter in der Partei den akademisch gebildeten Intellektuellen als einen Sozialdemokraten zweiter Klasse behandelt. Er hat nach Ansicht vieler proletarischer Parteigenossen nicht die erforderlichen sozialdemokratischen Dienstjahre hinter sich, um auf irgend einen führenden Posten hinaufzürücken zu können. Seinen ganzen Vorstudien und seinem inneren Berufe nach ist der Intellektuelle nun zum Lehrer und Verfechter der sozialistischen Theorien bestimmt. Aber gerade diesen Posten behält man dem im praktischen Parteidienst bewährten Genossen vor. Wenn der sozialdemokratische Intellektuelle von seinem wissenschaftlichen Standpunkte aus Menschen und Dinge in der Partei beleuchtet, so gibt man ihm wohl mitunter den ernstgemeinten Rat seine Leuchte vorläufig in die Tasche zu stecken und erst Flugblätter zu verbreiten. Man lässt ihn in verletzender Weise merken, dass er als Nichtproletarier eigentlich kein Verständnis für die Triebkräfte der proletarisch-sozialistischen Bewegung hat. Man vergisst dann urplötzlich, welche akademisch gebildeten Intellektuellen erst den Proletariern die Augen für die bewegenden Kräfte des modernen Sozialismus geöffnet haben. Das rauhe Hervorkehren eines faustproletarischen Standpunktes gegenüber den akademisch Gebildeten stösst entschieden zahlreiche hoffnungsvolle Köpfe in der studierten Welt von der Sozialdemokratie zurück. Nun bedarf aber gerade die Partei bei ihrem Riesenwachstum in die Breite und Tiefe unbedingt jener Kräfte. Die planmässige Erziehung der Arbeiter zu wissenschaftlich unterrichteten, geistigen Führern, zu Intellektuellen, erfordert manches Jahrzehnt. Die Partei kann sich diese Wartezeit nicht auferlegen, sondern sie muss sofort die Posten, deren richtige Ausfüllung langwierige historische und staatswissenschaftliche Studien notwendig macht, mit gut informierten Personen besetzen. Und aus diesem Grunde muss sie vielfach zu den Elementen greifen, deren ganze Jugenderziehung schon einen wissenschaftlichen Zuschnitt erhält: zu den akademischen Kreisen. Fasst man diese Tatsache ins Auge, so begreift man die Schädlichkeit mancher *Akademikerdebatte* auf die Entwicklung des sozialistischen Nachwuchses aus den Reihen der Studierten.

Von seinen Kindesbeinen an präsentiert sich der deutsche Sozialismus als eine wissenschaftlich begründete Theorie. In Marx und Lassalle arbeitet gleich stark der Gedanke dem Sozialismus ein tragfähiges, wissenschaftliches Fundament zu geben. Der Sozialismus als eine in der Zukunft liegende Gesellschaftsverfassung kann bei seiner Werbearbeit der wissenschaftlichen Grundlage nicht

entbehren. Der Liberalismus steht mit beiden Füßen in der Welt des Erreichten, und er braucht seine Existenzberechtigung nicht erst wissenschaftlich zu beweisen. Er sagt: ich bin, schaut um euch, das muss euch genügen. Gerade die Notwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Basis zwingt den Sozialismus den denkbar engsten Anschluss an die Wissenschaft und an die Träger des wissenschaftlichen Gedankens, an die Intellektuellen zu suchen. Und diesen Anschluss wird er finden, wenn er sich seiner eigenen Theorie gegenüber kritisch unbefangen, frei forschend verhält. Das, was brüchig in seiner Theorie ist, muss er fallen lassen. Wie oft haben wir aber unser wissenschaftlich theoretisches Gebäude, das sich schon ganz bedenklich nach der einen Seite hinüberneigte, künstlich zu stützen gesucht! Wie spät fiel das eiserne Lohngesetz, und wie lange wurde noch die bankrotte Verelendungstheorie des *Kommunistischen Manifests* auf dem sozialistischen Kurszettel geführt! Bei den Bildungsbestrebungen, die wir jetzt allenthalben in unserer Bewegung sehen, wird das auch besonders zu beachten sein. Im Interesse einer wirksamen Propaganda seiner Grundgedanken hat der Sozialismus in engster Lebensgemeinschaft mit der Wissenschaft zu stehen. Gerade zum Aufbau seiner Theorie sind die schöpferischen Intellektuellen berufen, und sie werden freudig dem Rufe zur aufbauenden Arbeit folgen, wenn im Sozialismus selbst der Geist freier wissenschaftlicher Forschung waltet.

XX

JULIUS DEUTSCH · GEWERKSCHAFTLICHE LOHN- UND PREISPOLITIK



IE Formen des gewerkschaftlichen Kampfes unterliegen einer fortwährenden Wandlung. Als die Gewerkschaftsbewegung sich in ihren Anfängen befand, hatte sie im Lohnkampfe ganz andere Aufgaben zu erfüllen als heute, und ihre Taktik war diesen andersgearteten Umständen angepasst. Die Kämpfe mit den Unternehmern waren in der Frühzeit der Arbeiterbewegung nicht wohlvorbereitete Kriege, sondern spontane Empörungsausbrüche der Arbeiter. Vielfach entwickelten sich erst aus diesen unregelmässigen Putschversuchen die regulären Kampforganisationen. Die Gewerkschaften waren oft genug selbst das Produkt eines Lohnkampfes und konnten vorerst nicht im stande sein diesen zu meistern. Auch dort, wo bereits Gewerkschaften bestanden, waren sie zu schwach, um einen regulären Krieg vorbereiten zu können. Brach irgendwo ein Streik aus, dann versuchte die Gewerkschaft die Führung an sich zu reißen, in der Hoffnung, dadurch ihren Einfluss zu vergrössern. Von einer gewissenhaften Untersuchung der Kampfchancen war in der Regel keine Rede. Die Gewerkschaft musste froh sein, dass eine Arbeiterschicht aus ihrer Lethargie erwacht war und sich gewillt zeigte einen Kampf gegen die Unternehmer zu führen. Vorerst galt es überhaupt nur der Arbeiterschafft zu zeigen, dass man kämpfen müsse; das Wie und Wann erschien nebensächlich. War einmal die Arbeiterschafft von der Notwendigkeit des Kampfes durchdrungen, so, nahm man an, würde man auch zur richtigen Art des Kampfes kommen.

Von einer Führung des Lohnkampfes durch die Gewerkschaft zu reden musste unter diesen Umständen als eine arge Übertreibung erscheinen. Die Gewerkschaft hatte weniger die Leitung inne, als sie ein Exekutivorgan war. Erst

allmählich entwickelte sich die Gewerkschaft zu einem Machtfaktor mit immer grösserer Beherrschung des Kampffeldes. Der unregelmässige Werkstättenkonflikt, der zuerst die Regel war, machte bald den Lohnkämpfen der Arbeiter eines Gewerbes in einer ganzen Stadt Platz. Die Gewerkschaften, die den einzelnen Unternehmern gegenüber sich als die Stärkeren erwiesen, hatten immer mehr mit dem organisierten Widerstand der Gesamtheit ihrer Gegner zu rechnen. Nun galt es die eigene Organisation straffer zu gestalten, grössere Kriegsfonds anzusammeln, die Kampfesancen vorsichtiger abzuwägen, denn eine Niederlage musste bei der wachsenden Macht der Unternehmervereinigungen doppelt so teuer bezahlt werden. Die jugendliche Überschätzung der eigenen Kraft musste dem vorsichtigen Abwägen des Kräfteverhältnisses und der Konjunktur, das planlose Losschlagen der sorgsam berechnenden Taktik weichen. Auf beiden Seiten wuchsen wohlgerüstete Armeen heran, deren Kriegsbereitschaft den Beteiligten Unsummen von idealen und materiellen Opfern auferlegte. Die primitive Fehde wurde durch den regulären Krieg, die einfache persönliche Rüstung durch ein wohlgeordnetes, kostspieliges Arsenal ersetzt. Mit dieser permanenten, durch grosse Opfer erhaltenen Kriegsbereitschaft war aber auch die Notwendigkeit der *U n t e r h a n d l u n g* gegeben. Die Unternehmer mussten sich bequemen die Gewerkschaften nicht als illegale Revolutions-, sondern als legale, gleichberechtigte Kriegspartei zu betrachten. Der Krieg oder die Empörung ohne Ende war zur Unmöglichkeit geworden. Um den Krieg führen zu können, mussten Pausen eintreten, Waffenstillstände geschlossen werden. Man brauchte auf beiden Seiten den zeitweiligen Frieden, um sich für den Krieg vorbereiten zu können. So kamen Abmachungen zustande, die für eine bestimmte Zeit die Arbeitsbedingungen festlegten, die Waffenstillstandsdauer vertraglich bestimmten. Das waren die *T a r i f v e r t r ä g e*. Die Tarifverträge waren keine *gewerblichen Friedensdokumente* in dem Sinne, dass sie im stande gewesen wären den Klassenkampf aus der Welt zu schaffen, sondern Dokumente des modernen gewerblichen Krieges, in denen zwei ebenbürtige Gegner die Resultate ihrer Macht festzulegen suchten. Sie sind keine Friedensdokumente, sondern *Friedensbedingungen*.

Rein formal betrachtet bedeutet jeder Tarifvertrag einen Vorteil für die ihm abschliessende Gewerkschaft, da die Unternehmer damit den Standpunkt des *Herrn im eigenen Hause* aufgeben und die Arbeitsbedingungen nicht mehr aus eigener Machtvollkommenheit, sondern in Gemeinschaft mit der Arbeiterorganisation festsetzen. Die Gewerkschaft beschränkt so die Macht des Unternehmers, unter dessen Diktatur sich sonst der einzelne Arbeiter in der Regel beugen musste, wollte er nicht seine Arbeitsstelle verlieren. Aber auch nach der materiellen Seite hin wird der Tarifvertrag in der Regel eine Verbesserung der Lage der Arbeiter und damit eine Stärkung der Gewerkschaft bedeuten, da man annehmen kann, dass nur diejenige Gewerkschaft in die Lage kommt einen Tarifvertrag abzuschliessen zu können, deren Macht bereits so gross ist, dass sie auch den Inhalt des Tarifvertrages nicht unerheblich beeinflusst. Eine interessante Frage erhebt sich aber hier: nämlich die, nach welcher Richtung dieser Einfluss heute bereits ausgeübt wird, und inwieweit in der Zukunft eine Änderung dieser Richtung möglich wäre.

Der gesamte Inhalt der heute üblichen Tarifverträge lässt sich nicht leicht in einigen Sätzen zusammenfassen. Sie regeln die Arbeitszeit, setzen die Zahl

der Lehrlinge im Verhältnisse zu der der Arbeiter fest, bestimmen die Lohnhöhe, treffen Vereinbarungen über die Akkordarbeit usw. usw. Je nach dem Kräfteverhältnis der Vertragsschliessenden, der gerade herrschenden geschäftlichen Konjunktur und den jeweiligen Zuständen in den betreffenden Gewerben ist der Inhalt der Tarifverträge ein verschiedener. Ein Gemeinsames haben sie nur insofern, als sie sich sämtlich die Aufgabe stellen die Arbeitsbedingungen zu regeln. Das wäre, so sollte man meinen, eine sehr allgemeine Aussage, die sehr wenig besagt. Und doch ist dem nicht so. Wir haben hier ein Charakteristikum vor uns, das den Inhalt der Tarifverträge wie die Haupttätigkeit der Gewerkschaften scharf umschreibt. Die Gewerkschaften streben danach die Gesamtheit der Arbeitsverhältnisse zu regeln, sie gehen aber vorläufig auch nicht weiter. Es wäre nun zu untersuchen, ob die Gewerkschaften nicht weiter gehen können oder sollen. Wir können die Frage aber auch so stellen, dass wir untersuchen, ob der bestehende Zustand nicht selbst allmählich zu einer Änderung drängt.

Die Aufgabe der Gewerkschaften ist es, den Arbeitern einen grösseren Anteil an dem Ertrage ihrer Arbeit zu erkämpfen. Das geschieht durch die Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht immer, denn die Unternehmer nehmen vielfach die Mehrausgaben an den Arbeitskosten zum Vorwande, um die Preise zu erhöhen. Sie überwälzen ihre Mehrkosten auf die Konsumenten. In vielen Fällen ist sogar die Preiserhöhung viel grösser als die Mehrausgabe für die Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Die Arbeiter tragen dann als Konsumenten die Last, die sie als Produzenten abzuschütteln geglaubt hatten. Natürlich sind die Unternehmer nicht immer und nicht in gleicher Weise imstande ihre Mehrkosten auf die Konsumenten überzuwälzen, andererseits sind die Konsumenten nicht allein die Arbeiter, so dass auch andere Bevölkerungskreise ebenfalls einen Teil der entstehenden Mehrkosten tragen müssen. Aber auf jeden Fall bleibt die Tatsache bestehen, dass die Arbeiter eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht als eine absolute Verbesserung ihrer Lage betrachten können, sondern einen guten Teil ihrer Errungenschaften als Konsumenten wieder verlieren. Und diese Verluste werden mit der wachsenden Macht der Unternehmervereinigungen, der Kartelle und Trusts, immer grösser. Daraus resultiert für die Gewerkschaft die Notwendigkeit ihren bisherigen Aufgabenkreis zu erweitern, sie muss einer Überwälzung der Mehrkosten entgegenzuwirken suchen, soll ihr Werk nicht als eine Sisyphusarbeit erscheinen. Die Gewerkschaften können innerhalb der kapitalistischen Produktionsordnung den Arbeitern nie ein volles Äquivalent ihrer Arbeitsleistung erringen: das ist eine Selbstverständlichkeit. Sie müssen aber für eine Vergrösserung dieses Äquivalentes sorgen, denn das können sie, und müssen darauf bedacht sein, dass ihre Erfolge nicht Scheinerfolge gleichkommen.

In welcher Weise ist nun eine Einwirkung der Gewerkschaften auf die Warenpreise — denn darauf läuft die Abwehr der Mehrkostenabwälzung hinaus — möglich? Es sind hier zwei Arten zu unterscheiden: Entweder die Gewerkschaft verbindet sich mit den Unternehmern gegen die übrige konsumierende Bevölkerung, auf die sie die Mehrkosten der besseren Arbeitsbedingungen zu überwälzen sucht, oder die Gewerkschaft richtet ihre Aktion in erster Linie gegen die Unternehmer, um diesen den Profit zu kürzen, das heisst sie wendet sich dann gegen jede Überwälzung. Der ersterwähnte Fall hat für die englische

und amerikanische Gewerkschaftsbewegung eine praktische Bedeutung gewonnen; er steht dem zünftigen Gedankenkreis nahe. Der zweite Fall ist den modernen Anschauungen vom Klassenkampfstandpunkte der Arbeiterbewegung angepasst.

Die deutsche und österreichische Gewerkschaftsbewegung hat sich in ihrer Majorität weder für den einen noch den anderen Standpunkt prinzipiell entschieden, sie überliess in der Regel die Frage der Überwälzung der Kraft und dem Gutdünken des Unternehmertums. Wie sollten sich aber unsere Gewerkschaften zu diesem Problem stellen? Leichter und angenehmer für die einzelne Gewerkschaft erschien es wohl, wenn sie mit den Unternehmern gemeinsame Sache machte und das Publikum durch erhöhte Preise die besseren Arbeitsbedingungen bezahlen liesse. In Gewerben, deren Produkte nur von den Wohlhabenden gekauft werden, wäre dieses Vorgehen auch ziemlich einwandfrei. Man wird schwerlich etwas dagegen haben können, wenn zum Beispiel die Diamantschleifer einer Preiserhöhung ihrer Waren sympathisch gegenüberstehen. Anders liegt es jedoch in Gewerben, deren Produkte für den Konsum des Volkes in Betracht kommen oder, wie zum Beispiel Roheisen, Kohle und dergleichen, für die gesamte Volkswirtschaft von einschneidender Bedeutung sind. Hier würden sich einer Überwälzungspolitik der Gewerkschaften schwere Bedenken entgegenstellen. Es würde damit eine Gewerkschaft der anderen Schaden zufügen, denn die erhöhten Preise machen die früheren Errungenschaften illusorisch und führen zu neuen Kämpfen zur Erhaltung des *standard of life*. Die öffentliche Meinung, die in Kampfzeiten von grossem Einfluss ist, würde in der Überwälzung ganz richtig ein Komplott gegen das konsumierende Publikum sehen und der Verbesserung der Arbeitsbedingungen, die nun ausschliesslich auf ihre Kosten geht, feindselig gegenüber treten. Der unmittelbare Vorteil, der einer Gewerkschaft aus einer solchen Taktik erwüchse, erschiene so reichlich aufgewogen durch die Schädigungen, die die gesamte Gewerkschaftsbewegung erfahren würde. Deshalb erfreuten sich die dahingehenden Abmachungen einer Anzahl englischer Gewerkschaften so wenig der allgemeinen Sympathieen.

Wie steht es nun mit der Taktik, die ihre Spitze in erster Linie gegen die Unternehmer richtet, also Preisfestsetzungen herbeizuführen sucht, bei denen die Unternehmer allein die Kosten der verbesserten Arbeitsbedingungen zu tragen hätten. Man kann füglich sagen, dass im Prinzip sich ein solches Vorgehen ohne weiteres der Sympathieen aller Arbeiterschichten erfreuen würde. Das wäre, wie man mit Recht sagen könnte, erst der wirkliche Kampf gegen die Mehrwertrate der Kapitalisten, ein Krieg mit blanken Waffen für ein klar erschautes Ziel. Wie alles, was in der Theorie so prächtig gleisst und glitzert, sieht es aber auch mit dieser Taktik in der Welt der realen Wirklichkeit, in der Praxis, viel weniger glänzend aus. Eben weil das Ziel so verführerisch, ist der Weg dazu von Hindernissen gesperrt, deren Überwindung Gewerkschaften genötigt trotz der Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, von den Unternehmern das Versprechen einer Nichtüberwälzung der Mehrkosten verbesserter Arbeitsbedingungen zu fordern. Um ein Beispiel anzuführen: Als vor einigen Monaten die Wiener Bäcker einen hartnäckigen Lohnkampf zu führen hatten, war es eine ihrer Hauptsorgen die öffentliche

Meinung und die Arbeiterschaft dahin zu beruhigen, dass ihr Kampf unter keinen Umständen zu einer Erhöhung der Brotpreise führen werde. Sie verlangten demgemäss von den Unternehmern eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen unter Beibehaltung der bestehenden Brotpreise. Ich will keineswegs sagen, dass diese *direkte Aktion* gegen die Unternehmer heute schon allerorten geboten oder auch nur möglich ist. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass bei den auf den Boden des Klassenkampfes stehenden Gewerkschaften die Lohnpolitik allmählich dahin führen wird auch eine Preispolitik sein zu wollen. Vorerst wird es sich ja wohl nur darum handeln den Unternehmern die Möglichkeit zu wehren einen Streik oder eine Lohnbewegung zum Vorwande einer derartigen Preiserhöhung zu machen, dass für sie noch ein *Extraprofit* dabei herauskommt. Wir können nämlich bei vielen Lohnbewegungen beobachten, wie die durch die verminderte Produktion während des Kampfes gesteigerten Warenpreise auch nach dem Kampfe beibehalten werden, oder dass die Unternehmer das Kampfesende mit einer übermässigen, ziemlich willkürlich festgesetzten Preiserhöhung beschliessen. Die Gewerkschaften haben, wie wir glauben, ein eminentes Interesse daran dem entgegenzutreten. Mit einer Taktik, die darauf hinausläuft, auch die Folgen einer Lohnerhöhung in den Kreis ihrer Berechnungen zu ziehen, werden sich die Gewerkschaften ein neues, fruchtbares Tätigkeitsfeld erschliessen.

Und wenn wir die Folgen dieses Kampfes gegen die Überwälzung noch um einen Schritt weiter verfolgen, so werden wir uns seiner grossen prinzipiellen Bedeutung für die Arbeiterklasse klar. Erst wenn die Gewerkschaften sich allgemein dazu entschlossen haben den Kampf um die Verbesserung der Arbeitsbedingungen nicht auf den Rücken der Konsumenten führen zu lassen und die Preisfestsetzung nicht als eine Privatangelegenheit der Unternehmer behandelt wissen wollen, wird ihr Kampf gegen die Unternehmer im vollsten Sinne des Wortes ein Kampf gegen die Mehrwerttrate werden. Aber davon sind wir, wie gesagt, noch ziemlich weit entfernt. Vorläufig genügt es, wenn die Gewerkschaften ihre Taktik danach einrichten, dass sie den Unternehmern die Ausplünderung der Konsumenten unter dem Vorwande durch die Verbesserung der Arbeitsbedingungen dazu gezwungen zu sein zu erschweren versuchen. Tatsächlich verfolgen bereits viele Gewerkschaften — allerdings in bescheidenem Rahmen — eine solche Taktik. Und aus der Abwehr wird, so ist zu hoffen, allmählich der Angriff werden.

XX

FRIEDRICH HAHN · DAS GESETZ DER WIRTSCHAFTLICHEN KONZENTRATION IN SEINER BEZIEHUNG ZUM ALLGEMEINEN WELTGESETZ



AS Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration ist das Gesetz der Zusammenfassung der wirtschaftlichen Tätigkeit vieler kleiner Betriebe in einen grossen Betrieb. Es hat sonach zwei Pole, auf der einen Seite die immer stärkere Ausdehnung und Macht der Grossbetriebe, auf der anderen Seite die Auflösung, Zerstörung seither bestehender kleiner Betriebe. Für Industrie und Handel ist das Gesetz im allgemeinen

anerkannt. Darüber, dass die sachliche Konzentration der Betriebe auf diesen Gebieten immer noch grosse Fortschritte macht, ist nur eine Stimme. Man streitet aber darüber, ob das Gesetz auch in der Landwirtschaft noch tätig ist¹⁾, ob innerhalb der Industrie und des Handels in persönlicher Beziehung die Kluft zwischen Arm und Reich absolut und relativ immer mehr erweitert wird. Zu diesem Streit wollen wir keine Stellung nehmen, vielmehr das Gesetz in seiner anerkannten Wirkung als Ausfluss eines noch allgemeineren Gesetzes, ja des Weltgesetzes überhaupt, begreifen.

Das Gesetz von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft ist jedermann bekannt. Obwohl das Gesetz von der Erhaltung der Kraft nur die notwendige Ergänzung zum Gesetz von der Erhaltung des Stoffes ist, dauerte es doch mehr als fünfzig Jahre, bis man auch diesen zweiten Teil des Gesetzes aussprach und anerkannte. Man kann beide aus einer Quelle stammenden Gesetze zusammenfassen unter einem Namen: *Gesetz von der Erhaltung der Substanz oder des Seins*. So ist es schon mehrfach geschehen. Wenn dieses Gesetz von der Erhaltung der Substanz wahr ist, so kann alle Weltentwicklung (oder Weltveränderung) nichts anderes als Konzentrierung und Auflösung sein. Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht. Denn sobald vom Gegebenen nichts weg, aber auch nichts dazu kommen kann, ist alle Veränderung niemals etwas anderes als Konzentrierung (Zusammenfassen, Zusammenwirken) und Auflösung (Zerstreuung, Auseinanderstreben). Eine dritte denkbare Möglichkeit, das Beharren im gleichen Zustande, ist keine Veränderung, keine Entwicklung mehr. Was ferner an dem einen Orte durch stattfindende Konzentrierung gewonnen wird, muss an einer anderen Stelle eine bestehende Konzentrierung durch das Wegholen von Stofflichkeit stören oder zerstören. Die Formel, dass Weltentwicklung Konzentrierung und Auflösung sei, ist schon in verschiedenen Wendungen aufgestellt worden. Die alten Griechen kannten sie schon; sie sprachen, wie noch die heutige Naturwissenschaft, von der Anziehung und Abstossung der Atome²⁾. Was bei den Griechen mehr Ahnung war, das sollte die neuzeitliche Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung des Stoffes und der Kraft zur Gewissheit machen. Von den neueren Philosophen hat in einer allgemein bekannten Weise Herbert Spencer das Gesetz der Konzentrierung und Auflösung zur Grundlage seines Systems gemacht³⁾.

Nur in ganz wenigen Worten können wir hier von den Resultaten einer auf das angeführte Weltgesetz gegründeten Betrachtung sprechen. In der Formel *Werden und Vergehen* sucht man das ganze Geschehen im Universum zu umfassen. Was ist diese Formel anders als eine ungenaue Fassung dessen, was wir Konzentrierung und Auflösung nennen? Das Leben der Pflanzen, Tiere und Menschen ist in seiner aufsteigenden Linie nichts anderes als eine immer vollkommeneren Konzentration von Stoffen und im Abstieg eine langsame, im Untergang (Tod) eine gänzliche Auflösung von Stoffen, die ihre Konzentration (Zusammenwirken) nicht mehr aufrecht erhalten können. Das tägliche Tun und Treiben des Menschen ist wiederum nur eine Konzentrierung und Auf-

¹⁾ In diesem Streit übersieht man zuweilen infolge der langen Gewöhnung die gewaltige Konzentration des Grundbesitzes in der Hand des englischen und preussischen Adels.

²⁾ Empedokles nannte sie *Liebe und Hass der Atome*. Wie sehr die griechische Philosophie von diesem Gesetze beeinflusst war, das lehrt ihre Geschichte.

³⁾ Vergl. Herbert Spencer *System der synthetischen Philosophie*, 2. deutsche Auflage, 1. Band / Stuttgart 1901.

lösung: seine körperliche Arbeit schafft bestenfalls neue Zusammensetzungen und zerstört schlimmstenfalls vorhandene Verbindungen. Die Nahrungszufuhr ist die Konzentrierung von Stoffen mit dem eigenen Körper, der Abgang der verbrauchten Stoffe die Auflösung unmöglich gewordener Verbindungen. Die Chemie wird überall definiert als die Lehre von der Verbindung und Trennung der Stoffe. Also auch da wieder das Gesetz. Die Entstehung und der Zerfall grosser Reiche ist Konzentration und Auflösung. Die Gottes- und Teufelsidee ist die Personifikation der konzentrierenden (schaffenden) und zerstörenden Grundkräfte in der Natur. Die gesamte Denkarbeit ist ein innerliches Verbinden und Trennen des äusserlich Verbundenen und Getrennten. »Ist das ganze Dasein ein ewiges Trennen und Verbinden, so folgt auch, dass die Menschen im Betrachten des ungeheuren Zustands auch bald trennen bald verbinden werden.«⁴⁾

Wir kehren nach diesem Blick auf das allgemeine Gesetz zurück zu dem besonderen Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration und Auflösung. Den Charakter dieses Gesetzes haben wir so formuliert: Es schafft wenige grosse Betriebe und zerstört dagegen viele kleine. Neben dieser sachlichen Konzentration und Auflösung sammelt es in wenigen persönlichen Zentren Reichtümer, die es bei vielen einzelnen Personen holt. Diese doppelte, sachliche und persönliche Konzentration auf der einen Seite bedeutet immer auf der anderen Seite Auflösung, Zerstörung. Die sozialistische Literatur heisst dieses Verhältnis nach der mehr sachlichen Seite Konzentration des Kapitals, nach der mehr persönlichen und moralischen Seite Ausbeutung. Wenn das Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration und Zerstörung nur ein Teil des allgemeinen Weltgesetzes ist, so muss es auch in der menschlichen Geschichte stets wiederkehren. Dass dem so ist, hat schon das *Kommunistische Manifest* unter dem eben genannten Titel *Ausbeutung* ausgesprochen. »Welche Form sie auch immer angenommen, die Ausbeutung des einen Teils der Gesellschaft durch einen anderen ist eine allen Jahrhunderten gemeinsame Tatsache.«⁵⁾ Das *Kommunistische Manifest* legt diese Wahrheit an einer Reihe von geschichtlichen Beispielen dar. Die selbe Tatsache möchte die nachstehende Ausführung zeigen, aber nicht mittels eines historischen Rückblicks, sondern teils an der Hand der täglichen Erfahrung teils an der Hand des allgemeinen Weltgesetzes.

Die Frage, wie die Konzentration des Kapitals zu stande kommt, lässt sich allgemeiner und in populärer Weise so fassen: Wie entsteht Reichtum? Wenn wir den satten Bürger danach fragen, so bekommen wir etwa die Antwort: durch Fleiss, Sparsamkeit und Umsicht. Fleiss? Wenn es der blosser Fleiss wäre, dann müssten die vielen Proletarier, die jahraus jahrein täglich zehn und mehr Stunden schanzten müssen, längst reich geworden sein. Sparsamkeit? Das Sparen am eigenen Verbrauch hat es zwar schon manchem ermöglicht ein kleines Vermögen anzusammeln, reich ist er aber erst dann geworden, wenn er Gelegenheit hatte den ersparten Notpfennig zum kapitalistischen Heckpfennig umzuwandeln, das heisst mit ihm Ausbeutung zu treiben, an anderen Leuten zu sparen. Umsicht? Ach, die grösste Umsicht nützt uns nichts, wenn wir nicht umschauen nach Menschen, die wir mit dem Kapital uns dienstbar machen, ausbeuten können.

⁴⁾ Vergl. Goethe *Über Naturwissenschaft in den Sämtlichen Werken* /Stuttgart 1853/, 3. Band, pag. 304

⁵⁾ Vergl. Karl Marx und Friedrich Engels *Das Kommunistische Manifest* /Berlin 1904/, pag. 23.

Es gibt zwei Grundarten der Ausbeutung: die der Natur und die der menschlichen Gesellschaft. Die Natur beuten wir aus, soweit wir ihre Produkte und Kräfte uns nutzbar machen, die Tierwelt, Metalle, Kohlen, Früchte usw. Die Menschen können wir ausbeuten, sobald wir zu einem oder mehreren in geschäftliche Beziehungen treten. Beide Grundarten sind in Wirklichkeit eng verschlungen. Sowenig man eine gesellschaftliche Ausbeutung findet, bei der nicht, wenn auch erst am letzten Ende, die natürliche Ausbeutung mitspielt, so wenig findet man eine natürliche Ausbeutung, bei der nicht die Arbeit von Menschen und damit die Möglichkeit der gesellschaftlichen Ausbeutung hinzutritt. Die Natur ist eben ein Ganzes, von dem wir die Menschheit (die Gesellschaft) nur in Gedanken, aber nicht in der Tat trennen können. Die gesellschaftliche Ausbeutung teilt sich wieder in eine solche der Mitmenschen als Produzenten (Arbeiter) und als Konsumenten. Art und Umfang der Ausbeutung hängt auch da ganz von den Umständen ab. Sie kann wohl unter allgemeine Gesichtspunkte, aber nicht in ein für allemal quantitativ feststehende Untergesetze (Formeln) gebracht werden. Die Verhältnisse können die Ausbeutungsmöglichkeit jedes Jahr anders gestalten. Das kümmert uns aber wenig, ob wir sagen können: so viel Prozent Ausbeutung der Natur, so viel Prozent Ausbeutung der Arbeiter und so viel Prozent Ausbeutung der Konsumenten⁶⁾. Der Sozialismus, der das historische *Recht* nicht als heilig anerkennt, der ihm gegenüber mit dem Prinzip des Kollektiveigentums das *unveränderliche und unzerbrechliche* Naturrecht geltend macht, kraft dessen ein jeder Mensch das gleiche Recht an die Erde und ihre Erzeugnisse hat, kann sich damit begnügen, wenn überhaupt festgestellt wird, dass aller Reichtum nur möglich ist durch Ausbeutung, sei sie nun eine solche der Natur oder der Gesellschaft⁷⁾.

Die Ausbeutung der Natur ist verhältnismässig am meisten in den erst frisch der Kultur zugänglich gemachten Gegenden heimisch. Diese einfachste und klarste Ausbeutung bedarf hier nicht der Erörterung. In der Ausbeutung der *Gesellschaft* tritt uns am auffälligsten die grossstädtische Wertsteigerung des Bodens entgegen. Sie hat ihren Grund lediglich im Zusammenströmen vieler Menschen, also in der Gesellschaft. In der selben Hand und in ganz kurzer Zeit hat man da schon oft unglaubliche Werterhöhungen erlebt. Die Ausbeutung der Allgemeinheit ist hier kaum mehr durch ein Mitarbeiten des Eigentümers verhüllt. Er erwirbt Reichtümer mit dem blossen Abwarten. Dieses Wachsen auf Kosten der Gesellschaft liegt so klar am Tage, dass es die bürgerliche Bodenreformbewegung ins Leben gerufen hat.

Die nächst bekannte, noch jedermann verständliche Ansammlung von Reichtum kommt dadurch zu stande, dass eine Reihe von Personen für einen einheitlichen Zweck (in der Fabrik usw.) zusammengefasst wird, und das *persönliche* Zentrum sich einen Teil der von der *Arbeitsgenossenschaft* erzeugten Werte aneignet. Denn nicht das Geld für sich erzeugt neues Geld, sondern nur das fremde Arbeit in Dienst stellende und sie dabei ausbeutende Geld (= Kapital). Man zeige den Menschen, der — die Unmöglichkeit der Ausbeutung der Natur und der Konsumenten vorausgesetzt — reich geworden

⁶⁾ In der hin und her flutenden Mannigfaltigkeit der Ausbeutung bleibt aber die ewige Grundbewegung: Aneignung (Konzentration) auf Kosten Fremder (Auflösung).

⁷⁾ Je mehr der organisierte Widerstand der Arbeiter als Produzenten an Kraft wächst, desto mehr sucht sich der Kapitalismus an die Konsumenten zu halten. Diese Tendenz zeigt sich neuerdings vor allem bei den Ringen, Syndikaten.

wäre, ohne dass er viele Hände für sich beschäftigt hätte, sei dies in einem grösseren Kreis (Beispiel: die Fabrik), oder sei es in zahlreichen kleinen Mittelpunkten (Hauptbeispiel: die Hausindustrie). Die nicht unmittelbar bei der Natur geholten Reichtümer können niemals bloss im Arbeitsraum des einzelnen, sondern nur da gewonnen werden, wo die Resultate der einheitlich tätigen Beziehungen einer Gesamtheit von Menschen in einem Zentrum zusammenfliessen. Dass Glückszufälle (Lotteriegewinn, Schatzfund und Ähnliches) oder die Gewinne der Spekulation im Grunde nichts anderes als Ausbeutung sind, wird wohl keiner Ausführung bedürfen; bei ersteren liegt die Ausbeutung direkt vor Augen⁸⁾, bei letzteren ist sie manchmal durch die weite Entfernung vom unmittelbar natürlichen Boden der Gesellschaft etwas verschleiert. Zwei andere Arten der Ausbeutung, die man vielfach als alleiniges Resultat der Arbeit des einzelnen ansieht: Ein Mensch macht eine Erfindung oder schreibt ein Buch. Die Erfindung oder das Buch nützt dem Urheber gar nichts, wenn er nicht die seinem Erzeugnis geneigte Gesellschaft findet. Genau so lange schafft eine Erfindung für ihren Urheber keine Werte, als er sie nicht in irgend einer Weise gesellschaftlich verwerten, das heisst mit ihr die Bedürfnisse der Gesellschaft ausnützen kann. Der Mangel an Geld, dem gewöhnlichen Mittel, um die ausbeutende Tätigkeit beginnen zu können, hat schon manchen Erfinder um seinen Lohn gebracht. Ein noch so wertvolles und tief gedachtes Buch wird so lange, als die Gesellschaft sich nicht darum bekümmert, seinem Urheber keine Früchte tragen, während das oberflächlichste literarische Produkt grosse Werte für den Autor erzeugen kann, wenn er es nur versteht auf die Masse, also die Gesellschaft, zu wirken, ihr Interesse zu erregen. Es ist nicht die Güte der Arbeit an sich Werterzeugerin; denn die in hohem und höchstem Masse vergeistigte Arbeit des genialen Erfinders, des grossen Denkers, hat nur dann äusseren Erfolg (gleichgültig, ob dies bestimmendes Motiv war), wenn sie die Gesellschaft in Bewegung zu bringen und so tributpflichtig⁹⁾ zu machen versteht.

Wegen der grossen Komplikation und Feinheit des modernen wirtschaftlichen Lebens gibt es Fälle, in denen die gesellschaftliche¹⁰⁾ Ausbeutung weniger klar ersichtlich ist, zum Beispiel beim Handel, dessen notwendige Ausbeutungsobjekte¹¹⁾ nicht so sichtbar auf ein Häuflein zusammengezogen sind, wie beispielweise beim Fabrikbetrieb. Wenn aber die Zuschauer die im Wirtschaftsleben sich verlierenden Ausbeutungsfäden nicht sehen, diejenigen Personen, die den zirkulierenden Strom der Werte konzentrieren und davon für sich zurückbehalten, wissen die Quelle stets genau anzugeben.

Wer einen prinzipiell anderen Grund der Ansammlung von Reichtum für

⁸⁾ Die Gewinne der Lotterie sind ja nur möglich durch die Verluste der vielen Verlierenden.

⁹⁾ Das Gesetz schützt im Patent des Erfinders und im geistigen Eigentum des Schriftstellers die Ausbeutungsmöglichkeit.

¹⁰⁾ Die Ausbeutung der Natur bleibt vermöge der ihr regelmässig deutlich anhaftenden Unmittelbarkeit oder Brutalität beinahe immer sichtbar.

¹¹⁾ Das Wort *Ausbeutung* hat für diesen Aufsatz einen zu subjektiv, leidenschaftlich gefärbten Klang. Es gibt eine Ausbeutung der Mitmenschen, für welche diese Bezeichnung sicher nicht zu schart ist. Es gibt aber auch Ausbeutung, die vom allgemeinen Bewusstsein noch gebilligt wird, zum Beispiel die erwähnte Ausbeutung durch den Erfinder oder Schriftsteller. Hier könnten wir wohl auch von *Ausnutzung* reden, wäre nicht dieser Ausdruck meist zu farblos. Zudem handelt es sich hier nicht um unterscheidende moralische Wertung der Ausbeutung, sondern um Aufdeckung ihrer Beziehung zum allgemeinen Weltgesetz.

möglich hält, möge ihn zeigen¹²⁾). Wir sind begierig zu hören, aus welchen geheimnisvollen, unstofflichen Quellen er die wirtschaftlichen Werte sich zum Reichtum konzentrieren lässt. Auch das wirtschaftliche Leben ist fortgesetzte Veränderung, Bewegung. Es ist aber, wie die Tatsachen deutlich genug zeigen, nicht bloss ein Beharren, ein in der Hauptsache gleichmässiger Stoffwechsel durch die einzelnen Personen hindurch, sondern eine riesige Stoffansammlung in wenigen Zentren. Woher soll diese mit der Zunahme des Reichtums identische *Konzentration der wirtschaftlichen Werte* ihr Material nehmen, wenn nicht von der Erde mit ihren unmittelbaren Erzeugnissen, dann von der Tierwelt, zuletzt, aber nicht am wenigsten, von den Menschen? Der Reichtum des einzelnen kann nichts anderes sein als unverhältnismässige Konzentration wirtschaftlicher Werte (oder ihrer gesetzlichen Symbole: Papiergeld usw.) in einem persönlichen Zentrum auf Kosten der Aussenwelt. Das ist er in seinem Entstehen, das ist er auch als fertige Erscheinung. Wenn das Gesetz von der Erhaltung der Substanz für das wirtschaftliche Leben seine Gültigkeit behalten soll, so kann ja auch auf diesem Gebiete die Stoffansammlung immer nur Konzentration auf der einen, gewinnenden, Seite auf Kosten der anderen, verlierenden, Seite sein. Je grösser hier die Konzentration ist, desto grösser ist dort die Auflösung (Zerstörung, Ausbeutung). Diese ihrem allgemeinen Inhalte nach schon oben ausgesprochene Wahrheit zeigt die Geschichte des Kapitalismus deutlich genug. Für wenige hat er riesige Reichtümer geschaffen. Das ist seine konzentrierende (positive) Wirkung. Zerstörend und hemmend hat er in das Eigentum, in die Familien vieler Millionen zu gunsten eben dieser Minderheit eingegriffen, Tausende und Abertausende kleiner gewerblicher Betriebe vernichtet. Das ist seine auflösende (negative) Wirkung. Und vergessen wir über der industriellen Konzentration nicht die riesige Konzentration des Grundbesitzes, die sich zu gunsten preussischer Junker in Ostelbien während der vergangenen Jahrhunderte vorwiegend im Wege der *ursprünglichen Akkumulation*¹³⁾ vollzogen hat. Auch diese Konzentration hat ihr notwendiges (negatives) Gegenstück: sie hat auf der anderen Seite zur Voraussetzung ein versklavtes und elendes Landproletariat.

Das allgemeine Weltentwicklungsgesetz ist Konzentrierung und Auflösung. Das von Marx aufgedeckte Gesetz der wirtschaftlichen Konzentration und Auflösung ist nichts anderes als eine Wiederkehr dieses alles beherrschenden Weltgesetzes. Das möchten wir im Umriss gezeigt haben.

Wenn die wirtschaftliche Konzentrierung und Auflösung Ausfluss eines unabänderlichen Gesetzes ist, bleibt dann nicht aller Sozialismus ohnmächtig? Dem wäre so, wenn das Weltgesetz nicht verschiedene Entwicklungsgrade durchliefe. Aller Fortschritt ist nur möglich in der besseren Konzentrierung. Positive Entwicklung bedeutet immer umfassendere und tiefere Konzentrierung, wie umgekehrt die negative Entwicklung identisch ist mit Auflösung, Zerstörung. Heute kommt die Konzentration der wirtschaftlichen Stoffe und Kräfte nur wenigen zu gute, später wird sie der ganzen Kultur-

¹²⁾ Der Untergang neuer oder einst blühender gewerblicher Betriebe lehrt in negativer Beziehung, dass die Betriebsleiter überhaupt nie im stande gewesen oder jetzt nicht mehr fähig sind den Markt (also die Gesellschaft) auszubreuten.

¹³⁾ Vergl. Karl Marx *Das Kapital*, 1. Band, 4. Auflage /Hamburg 1890/, 24. Kapitel. *Akkumulation* bedeutet dort sachlich nichts anderes als unser Begriff *Konzentration*, sondern stellt nur das subjektive Moment mehr in den Vordergrund.

menschheit und noch später der Menschheit überhaupt zu gute kommen. Konkreter gesprochen: Heute wird nicht nur die Natur ausgebeutet. Es beutet auch noch innerhalb des menschlichen Kreises eine kleine Minderheit die grosse Mehrheit aus. Darüber wird die Menschheit hinauswachsen; die Ausbeutung der Mehrheit durch eine Minderheit wird aufhören¹⁴⁾. Mit vervielfachter Energie kann sich dann die Menschheit auf die Ausbeutung der Natur werfen und in selbstverwaltendem, freiem und genossenschaftlichem Zusammenwirken¹⁵⁾ weit mehr Reichtümer schaffen als der Kapitalismus mit seiner verhältnismässig zerfahrenen und regellosen Produktion. Wir glauben an diesen Fortschritt, weil er die einzige Möglichkeit ist, nach der die Menschheit als Ganzes wirtschaftlich sich höher entwickeln kann. Entweder zurück zur Barbarei oder vorwärts zum Sozialismus, das heisst zu einer bewussten Konzentration aller wirtschaftlichen Kräfte für die Zwecke der Gesamtheit! Wenn wir nicht an diesen Fortschritt glauben, so müssten wir der Meinung sein, die Kultur-menschheit sei ihrem Untergang, ihrer Auflösung nahe. So weit ist es aber noch lange nicht. Die oberen Zehntausend mögen sich ausgelebt haben. Die vielen Millionen Proletarier unten haben aber noch nicht einmal angefangen ihre Kräfte für die eigenen Zwecke zu entfalten. Stürmisch und jauchzend drängen sie erst danach eine eigene und bessere Welt zu bauen.

XX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Reichstag Da das ziellose, nur von der Hand in den Mund lebende Gegeneinanderreden der Blockparteien, gerade auch in kleinteiligen, aber persönlich erbitternden Tagesfragen, nicht aufhörte, so stellte Fürst Bülow Anfang Dezember mit einem Male, mitten in der ersten Etatsberatung, die Vertrauensfrage: entweder die Blockbeteiligten hielten die notwendige Mittellinie allseits für verbindlich und täten nichts, was für ein leidliches dauerndes Zusammenwirken verhängnisvoll sein könne und müsse, oder der Reichskanzler verzichte darauf sich auf ein solches unberechenbares, unzuverlässiges neues Kartell zu stützen; denn mehr sollte die Drohung mit dem Entlassungsgesuch kaum bedeuten. Zweifellos hatte der Kanzler bei diesem Eingreifen die politische Logik auf seiner Seite, und die Lektion, die den grösseren und kleineren Parteihäuptlingen in den Anfangsgründen jeder Koalitionstaktik

erteilt wurde, schlug schon deshalb ausserordentlich an. In lachenreizender Übereinstimmung schnurrten tags darauf die Vertrauenserklärungen herunter, bei Herrn von Normann auf der äussersten Rechten beginnend und bei Dr. Wiemer links endend — mit Überspringung des Zentrums natürlich, das halb schadenfroh halb ärgerlich, aber vorläufig noch ohnmächtig dieser Krisis und ihrer Beendigung gegenüberstand. Die erste Lesung des Etats war darauf im Handumdrehen erledigt. Ebenso die Verlängerung des deutsch-englischen Handelsprovisoriums, das sonst gewöhnlich längere Verwahrungen gegen die Differential- und Vorzugszölle der britischen Kolonien zu entfesseln pflegt, und das diesmal ohne Sang und Klang, sogar ohne vorherige Überweisung an eine Kommission, selbst auf der Rechten Zustimmung fand. Das vielumstrittene Börsengesetz, das einer Kommissionsberatung unterzogen werden soll, wurde gleichfalls überaus ruhig erörtert. Nur bei der Interpellation über die Lebensmittelverteuerung und bei

¹⁴⁾ Nicht deshalb, weil die ausbeutende Minderheit, überzeugt vom Unrecht der Ausbeutung, sich freiwillig ihrer Vorrechte begeben, sondern weil die immer mehr an Einsicht wachsende Mehrheit sich die Ausbeutung nicht mehr gefallen lassen wird.

¹⁵⁾ Vergl. meinen Artikel *Die genossenschaftliche Entwicklung und das sozialdemokratische Programm* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 1. Band, pag. 234 ff.

den Gesetzentwürfen über das Reichsvereinsrecht und die Majestätsbeleidigung brachte die Sozialdemokratie wieder grösseres Leben in den schläfrigen Gang der Verhandlungen. Am 13. Dezember ging das Parlament in die Ferien, am selben Tage, an dem es sich im Vorjahr aufgelöst und vor Neuwahlen gestellt sah.

×
Steuervorlagen ×

Doch ist die dunkle Wolke am Horizont nunmehr nähergerückt. Dem Bundesrat sind bestimmte Steuervorlagen unterbreitet: die eine für das Spiritushandelsmonopol, die andere für die Zigarrenbanderolensteuer, nachdem bisher die Zigaretten das Versuchskarnickel für diese Art der Abgabenerhebung gebildet hatten, die dritte für die *Veredelung* der einzelstaatlichen Matrikularbeiträge; die Umlegung soll hier nicht mehr nach dem rohen Massstab der Bevölkerungszahl, sondern zugleich nach einem gewissen Wohlstandsschlüssel, über den man noch nichts Genaueres erfährt, in Zukunft erfolgen. Wenn man aus der Lautheit der von der bürgerlichen Linken geübten Kritik Schlüsse ziehen darf, so scheint ein Erfolg dieses Steuerfischzuges, selbst noch in der laufenden Session, durchaus nicht vollkommen ausgeschlossen. Die ruhige Parlamentszeit dürfte allerdings alsdann zu Ende gehen, und gespannt darf man vor allem auf die Haltung des Zentrums sein, mit dem bisher die Steuervermehrungen gemacht wurden, und das sich auch ferner die regierungsfähige Zukunft offenzuhalten suchen wird, während es doch dem Block nach Kräften Steine in den Weg legen muss.

×
Japan und Amerika ×

Zunächst kaum von praktischer Bedeutung, aber tiefe Einblicke in die letztjährigen weltpolitischen Umwälzungen und weite Ausblicke in die Zukunft eröffnend ist die Mitte Dezember ernstlich und unwiderruflich begonnene Verlegung der gesamten aktionsfähigen amerikanischen Kriegsflotte vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean. Wenn überhaupt, so soll die Rückkehr der Flotte durch den Panamakanal erfolgen, der den alten Osten und den jüngeren Westen der Union kommerziell und militärisch enger als je verbinden würde. Im Stillen Ozean hat heute die Union nicht nur ihre mannigfaltigen, schwerwiegenden Küstenstaatsinteressen zu wahren, die vor einem halben Jahrhundert kaum

noch bestanden, sondern es hat hier auch seine grossen Kolonialgebiete, die Sandwichinseln, die Philippinen, zu schützen, die noch viel später, zum Teil erst in den allerletzten Jahren dem Sternbanner unterworfen wurden. Und ähnlich jung in seiner Weltmachtsstellung ist der einzige Rivale, den man gegenwärtig in diesen Meeren zu fürchten hat: Japan, dessen Einwanderung nach Kalifornien so viele bittere Klagen und erregte Agitationen in Amerika nach sich zog, so dass heute, in Japan wie in der Union, eine unverkennbare Erregung der Volksmassen über das gegenseitige Verhalten vorhanden ist. Bezeichnend ist dabei, wie die englischen Staatsmänner nach beiden streitenden Seiten zur Besonnenheit zu mahnen suchen. Sie sind mit Japan durch Bundesgenossenschaft verbunden; andererseits wissen sie jedoch, dass in der grossen kanadischen Siedlungskolonie, und ebenso in Australien; die Massensympathieen durchaus nach der Richtung der kalifornischen Antiasiatenbewegung neigen. Obwohl auf absehbare Zeit noch lange keine Kriegsgefahr vorliegt, so rät die englische Presse dennoch der japanischen Regierung zur Nachgiebigkeit in der Auswanderungsfrage, und — was angesichts früherer, auch kanadischer, Erfahrungen sehr erklärlich ist — zur strengen Einhaltung jedes abgeschlossenen Kommisses. Denn sowohl die Vereinigten Staaten wie Kanada verhandeln augenblicklich mit und in Tokio; früher ist jedoch, unter der mitwirkenden Nachlässigkeit der japanischen Behörden, vielfach nur die direkte Einwanderung aus Japan durch die indirekte aus Zwischenländern und Zwischenstationen ersetzt worden.

Die amerikanischen Kriegsschiffe, mit insgesamt 16000 Mann Besatzung werden übrigens kaum vor Mai in San Francisco eintreffen. Sie haben nicht weniger als 14000 Seemeilen zurückzulegen und sollen in einer ganzen Reihe von südamerikanischen Häfen um Freundschaft und Ansehen werben.

×
Russland: Politische Prozesse ×

Am 14. Dezember endete der Prozess gegen die sozialdemokratischen Abgeordneten der zweiten *Duma*. Am 31. endeten die Gerichtsverhandlungen gegen die 169 Abgeordneten der ersten *Duma*, die am 10./23. Juli in Wyborg den bekannten Aufruf an das Volk unterzeichnet hatten. Der erste Prozess vollzog sich hinter verschlossenen Türen und in

Abwesenheit der Angeklagten. Der zweite dagegen tagte in voller Öffentlichkeit, und mehrere Angeklagte hielten grosse und wirkungsvolle Reden, die ihr Vorgehen rechtfertigten. Entsprechend der besonderen Stellung der ersten *Duma* und der Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlung fand der zweite Prozess auch weitaus mehr Interesse.

Es war ein eigenartiges Bild, diese Gerichtsverhandlung gegen das führende Drittel des ersten russischen Parlaments. Die Elite der russischen Gesellschaft sass auf der Anklagebank, und ein paar subalterne Geister aus dem russischen Richterstand durften diesen *besten Männern*, wie Nikolaus II. sie einstmal nannte, den Prozess machen. Das neue Russland stand Rede dem alten, und ein besonderes Gefühl musste die Zuschauer ergreifen, als sie die Antwort aus dem Munde der ersten Volksvertreter Russlands hörten. Zeitweilig schienen die Rollen vertauscht. Die Angeklagten wurden zu Anklägern. Doch am Ende siegte natürlich die Macht, und die 169 früheren Abgeordneten müssen ihre patriotische Tat mit 3 Monaten Gefängnis büssen. Die Strafe ist zwar nicht hoch — wenigstens nach russischen Begriffen nicht —, und die Angeklagten werden sie, falls ihre Revision zurückgewiesen wird, nicht besonders schwer überwinden. Aber dass die Reaktion den Prozess überhaupt zu stande zu bringen vermochte und dass die Blüte der russischen Intelligenz auf die Anklagebank gebracht werden konnte, das wirkte besonders erbitternd. Die Regierung, die den ganzen Prozess inspirierte, wird es vielleicht stark bereuen, dass sie diesen unklugen und unpolitischen, nur aus Rachedurst entstandenen Prozess heraufbeschwor. Er wird wahrscheinlich einen grossen Einfluss auf die Zusammenschliessung der jetzt differenzierten Opposition ausüben.

× **Kurze Chronik** Der österreichisch-ungarische Ausgleich ist endgültig zu stande gekommen. × Die mühsam erreichte, aber immer noch skandalöse Verständigung zwischen der belgischen Regierung und dem König Leopold wegen der Übernahme des Kongostaates erscheint selbst der liberalen Linken, neben manchen Mitgliedern der katholischen Rechten, unannehmbar wegen der Behandlung der Krondomäne, die bisher der Ziviliste 3 bis 5 Mill. fr. jährlichen Reinertrag brachte, und deren Anerkennung als erworbenes Recht der König verlangt.

× Zwei bekannte Führer der mazedonischen Bewegung, Boris Sarafow und Iwan Garwanow, wurden am 11. Dezember in Sofia ermordet. × Der neue Prozess Moltke-Harden brachte dem zu Unrecht angegriffenen Grafen Moltke die öffentliche Rehabilitierung.

Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

Rückblick auf das Jahr 1907 Das Jahr 1907 brachte der deutschen Sozialdemokratie bei seinem Beginn den grossen Schlag der Reichstagswahlen, dem später noch kleinere bei Kommunalwahlen folgten; aber nur sehr wenige, und diesen standen auf der anderen Seite auch wieder Erfolge gegenüber. Wie der Sozialdemokratie so manches Ungünstige schliesslich zum Guten wurde, so schien es auch mit der Wahlniederlage werden zu wollen. Das allzu grosse Selbstbewusstsein, das schliesslich nur auf die wachsende Wählerzahl pochte, geriet ins Wanken, und damit war der Weg zur Selbstbesinnung und inneren Reformierung frei. Zunächst erkannte man die Mängel der Organisation und Agitation, und die tätigen Parteigenossen gingen in ihrer gewohnten, oft allzu laut gepriesenen Disziplin sofort daran sie zu beseitigen. Man hatte jetzt einen gefährlichen organisatorischen Konkurrenten, den *Reichsverband*. Die Arbeit wurde dadurch schwierig, aber ihre Erfolge versprechen auch dauernde zu werden.

Indes, nur mit Disziplin wird eine grosse Partei nicht zusammengehalten. Man kann durch Appell an die Parteipflicht der Parteipresse eine grosse Menge Leser zuführen, erhalten kann man sie nur durch die Güte und Überzeugungskraft des Gebotenen, und daher muss es das Bestreben sein die Presse auch inhaltlich zu verbessern. In den letzten Jahren hatte man bei der Besetzung der Redaktionsstellen zuweilen, und gerade auch an besonders auffälliger Stelle, der loyalen Parteigesinnung den Vorzug vor der Befähigung gegeben. Davor wird man sich jetzt in acht nehmen. Die Ausgestaltung der Parteipresse war eine der wichtigsten Aufgaben dieses Jahres; daher die Bestrebungen auf Einrichtung eines Pressebureaus, das die geistige Konkurrenz mit der bürgerlichen Presse erleichtern sollte. Es scheint auch, dass es gelungen ist einen fähigen Leiter für diese Institution zu gewinnen, und so wird diese vielleicht mehr halten als sie anfangs versprach.

Die Tagespresse kann freilich eine mehr in die Tiefe gehende sozialistische Bildung nicht vermitteln. Da wäre schon erheblich mehr von den verschiedenen Unterrichtskursen etc. zu erwarten, die die Partei jetzt allenthalben veranstaltet. Freilich, gerade das Hauptinstitut, die Parteischule, gibt durch die Auswahl ihrer Lehrer zu grossen Bedenken Anlass. Auch hier scheint nicht durchweg die Qualifikation, sondern auch das ausserdienstliche Verhalten massgebend gewesen zu sein. Sonst ist es schwer begreiflich, warum gerade die ersten Wissenschaftler unserer Partei, die gleichzeitig auch ihre Lehrbefähigung schon an anderen Stellen erwiesen haben, bei der Besetzung der Lehrstühle übergegangen worden sind. Die Gestaltung der Parteischule kann ja allzu verhängnisvolle Folgen vermutlich überhaupt nicht haben, weil neben ihr gleichzeitig die gewerkschaftlichen Unterrichtskurse bestehen, die, wenn auch in einem anderen Zweige der Arbeiterbewegung, doch für die Schulung des geistigen Nachwuchses sorgen. In anderen Städten, so zum Beispiel in München, scheint man mit grosser Sachlichkeit ans Werk zu gehen, und die Vortragszyklen, die dort angekündigt sind, werden sicherlich das sozialistische Niveau in Süddeutschland heben. Es wäre zu wünschen, dass auch die Disziplinen, die zur allgemeinen Bildung gehören, mehr Berücksichtigung fänden, namentlich sollte eine Einführung in das philosophische Denken stattfinden: ist es doch auch eine der Vorbedingungen für das Erfassen sozialer Zusammenhänge. Die sozialistische Theorie kann nur dann in einzelnen Parteigenossen fruchtbar wirken, wenn der wissenschaftliche Geist überhaupt wachgerufen ist, andernfalls besteht die Gefahr, dass die eingelernten Theorien leere Formeln bleiben und sich, wenn die also Angelernten in führende Stellen kommen, dem allgemeinen geistigen Fortschritt in den Weg stellen. Die Ansichten, die ein Vorwärtskritiker neulich bei der Besprechung des Davidschen Referentenführers über die Bedeutung des philosophischen Denkens und die Durchleuchtung der Geschichte der Philosophie vermittelt der materialistischen Geschichtsauffassung zum besten gab, lassen ein übermässiges Vertrauen nach dieser Richtung vorläufig noch nicht gerechtfertigt erscheinen. Nur wenn unsere Lehranstalten und die Erzeugnisse der literarischen Produktion der Fort-

bildung der wissenschaftlichen Erkenntnis dienen, und nicht der Konservierung des Überlebten, werden sie vor dem Schicksal bewahrt geistige Drillstätten zu werden und die Geister zu verbilden, die sie bilden sollen. Schon aus rein wahltechnischen Rücksichten muss die Partei die freie Forschung pflegen. Es steht kein Zuzug aus den Kreisen der geistigen Arbeiter zu erwarten, wenn diese, die der offiziellen Gesellschaft wegen ihrer geistigen Enge den Rücken kehren wollen, die selbe Unfreiheit in der Sozialdemokratie wiederzufinden glauben. Die Missachtung der Theorie — und nicht nur die, die die *Nurpraktiker* offen zur Schau tragen, sondern auch die, die von manchen *Theoretikern* geübt wird, indem auf ungenügend fundierten Grundlagen Doktrinen aufgebaut und dann ohne Aufzeigung der Fehlerquellen auf die komplizierte Praxis übertragen werden — hat auch den wissenschaftlichen Kredit der Partei, die vor einem Jahrzehnt noch den akademisch gebildeten Kreisen einen grossen Respekt einflösste, bedenklich erschüttert. Dieses verlorene Terrain muss wieder gewonnen werden.

Namentlich aber auf rein politischem Gebiet hat die Wahlniederlage auf die Partei eine günstige Wirkung auszuüben begonnen. Mit der trägen Ruhe des *Ich lieg' und besitz'* ist es nun vorbei. Man bemüht sich den neu auftauchenden politischen Problemen Verständnis entgegenzubringen und wendet nicht mehr unbedenklich alte Parteischablonen an. Der dröhnende Hinweis auf die *gute alte Taktik* hat nicht mehr die faszinierend einschläfernde Wirkung wie in früheren Jahren, man bleibt unzufrieden und sucht nach neuen Wegen. In der Frage der Kolonialpolitik, die den direkten Anlass zur Reichstagsauflösung gab, hat sich eine gewisse Wandlung bereits insofern bemerkbar gemacht, als man die Schwierigkeiten der Frage mehr erkennt und die allzu einfachen Lösungen vergangener Jahre skeptisch zu betrachten beginnt. Das gleiche gilt für die nationalen Fragen überhaupt; man betont eifriger als früher, dass die Sozialdemokratie nicht die ZerstörerIn, sondern die Förderin der wahren Nationalität sei. Doch Selbstkritik allein schafft noch keine Politik, dazu gehört die Anspannung der Kräfte und ihre Richtung auf ein positives, in absehbarer Zeit erreichbares Ziel. Preussen ist das Feld, auf das die deutsche Sozialdemokratie ihre politische

Kraft jetzt zu richten hat. Durch die Erkenntnis dessen, was jetzt möglich ist, dann durch die weise Wahl der Mittel, die unabhängig von jedem bequemen Schema geeignet sind dies Mögliche zu erreichen, und endlich durch die Energie, mit der diese Mittel angewandt werden, kann die deutsche Sozialdemokratie nicht nur den bürgerlichen Parteien, sondern auch den Bruderparteien des Auslandes, die manchmal ironisch von unseren drei Millionen sprechen, ihre politische Fruchtbarkeit erweisen. Wenn sie zur kulturellen Tat der Erringung eines wirklichen Wahlrechts für Preussen ein Erhebliches beigetragen hat, hat sie die Scharte des 25. Januar 1907 vollständig ausgewetzt. Die Homogenität der Politik in Preussen und im Reich ist viel wichtiger als die Anzahl der sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag. Erst wenn wir ein Wahlrecht in Preussen haben, und wenn Sozialdemokraten im preussischen Landtag sitzen, ist die Politik der Partei auf ihre eigentliche Bahn gekommen, die ihr Begründer Ferdinand Lassalle ihr wies, von der sie aber durch das Bismarcksche Geschenk des allgemeinen Wahlrechts im Reich abkam. Das Jahr 1908 wird hoffentlich den Beginn der Umwälzung der Dinge in Preussen und den Beginn der preussischen Politik der Sozialdemokratie bringen.

×
England

Das politische Musterland England ist im Begriff, auch das Musterland speziell sozialistischer Politik zu werden. Hier kann man die normale Politik der Arbeiterklasse studieren, die aus ihrem ökonomischen Boden herauswächst ohne die Treibhausglut absolutistischer Unterdrückung auf der einen, des allgemeinen Wahlrechts auf der andern Seite. Die englische sozialistische Bewegung spielte Jahrzehnte hindurch in der internationalen nur eine geringe Rolle, die eigentliche Kraft der englischen Arbeiterklasse wurzelte in den Gewerkschaften, die sich absichtlich vom Sozialismus fernzuhalten schienen. Erst mit der Gründung der *I. L. P.* beginnt die neuere sozialistische Geschichte Englands — die sektenhafte *S. D. F.* blieb zur Untätigkeit verurteilt —, und mit der *L. P.* hat die Arbeiterklasse ihren Einzug ins Parlament gehalten. Seit den letzten Wahlen ist die Entwicklung der Partei mit Riesenschritten vor sich gegangen, da sie ja bestellten Boden fand, und es zeigt sich, wie unwiderstehlich eine Arbeiterpartei

ist, die ihren Kern in den wirtschaftlichen Klassenorganisationen und nicht in einem geschriebenen Programm hat. An ihren parlamentarischen Erfolgen gemessen, ist die englische Arbeiterpartei schon jetzt die weitaus mächtigste in Europa, und obgleich sie es ablehnt sich sozialistisch zu nennen, so hat sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens doch weit mehr sozialistisch gewirkt als irgend eine der alten Bruderparteien. Aber auch in der Agitation und Organisation — die den deutschen Genossen oft als das Wesen der Sozialdemokratie erscheint — hat der englische Sozialismus im abgelaufenen Jahr ganz enorme Fortschritte gemacht. Seine werbende Kraft kam aus dem Auftreten seiner Vertreter im Parlament, die die Aufmerksamkeit auf alle Lebensbedingungen der arbeitenden Klasse gelenkt haben. Die Öffentlichkeit beschäftigt sich jetzt mit dem Sozialismus, den man noch vor wenigen Jahren in England als ein importiertes Produkt *made in Germany* gering schätzte, dessen Strasseneckenpropaganda man verlachte. Jetzt behandelt jede Tageszeitung, jedes Wochenblatt, jede Zeitschrift das sozialistische Problem. Namentlich in den grossen Industriezentren merkt man die Veränderung. Allwöchentlich wurden dorthier Beitrittserklärungen zu den lokalen sozialistischen Organisationen gemeldet. Die *I. L. P.* zählte Ostern noch 543 solcher Filialen, während sie Ende November schon deren 720 hatte. Der Absatz der Druckschriften brachte im Jahre 1906 2626 Lstrl.; schon in den ersten 8 Monaten des neuen Jahres ist dieser Beitrag überschritten worden. Die Anzahl der Versammlungen beträgt im Durchschnitt pro Woche 2000, und niemals hat es in den dichtbevölkerten Arbeiterdistrikten Veranstaltungen gegeben, die populärer gewesen wären. Natürlich erkennen die bürgerlichen Parteien die Gefahr, die ihrer Herrschaft von seiten der Arbeiterklasse droht. Die konservative Partei hat bereits eine besondere antisozialistische Kampagne eröffnet. Es finden nun an allen Ecken des Vereinigten Königreichs Debatten zwischen führenden Sozialisten und Mitgliedern anderer politischer Parteien statt, was nicht wenig zur Propaganda des Sozialismus beiträgt. Einen nicht unwesentlichen Teil der sozialistischen Agitation liefert während der Sommermonate eine Anzahl leicht bedeckter Wagen, als Wohnstätten für Wanderredner eingerichtet, die auf Dorfweiden und in den Kohlenbezirken Ver-

sammlungen abhalten. Die konservative Partei stattete auch 18 solcher Wagen aus, und sie vermehrten ihre Agitationsmittel noch um eine Laterna magica und um ein Grammophon, das die Reden verschiedener hervorragender Toryführer wiedergab. Diese malerische und musikalische Politik wirkte allerdings mehr erheiternd als überzeugend.

Das ganze Jahr 1907 war ein Jahr der Ernte für den Sozialismus. Die einzige grosse Arbeiterorganisation, die noch ausserhalb seiner Reihen steht, ist der Bergarbeiterverband. Doch ist sein Anschluss nur noch eine Frage der nächsten Zeit. Es wird jetzt eine Urabstimmung veranstaltet, die über seinen Beitritt zur *L. P.* entscheiden soll. Wird er vollzogen, dann wird die parlamentarische Fraktion um 13 Bergarbeiterführer verstärkt, die bereits im Parlament sitzen, und ihr bisheriger Einfluss wird noch vergrössert. So kommt der britische Sozialismus dem kontinentalen nach, aber besser ausgerüstet und durch seine praktische Politik vor jeder Stagnation geschützt.

× **Italien** ×
 Auch für die italienische Sozialdemokratie ist das Jahr 1907 von grosser Bedeutung gewesen: es hat die langanhaltende theoretische und taktische Krisis, die ihre Aktivität stark beeinträchtigt, ihrer Lösung entgegengeführt. Obwohl die Integralisten noch immer die Einigkeit aller Sozialdemokraten predigten und die Syndikalisten dabei nicht ausnahmen, hat deren Vorgehen doch zu einer immer tiefer gehenden Trennung der beiden einander widerstrebenden Auffassungen in der Partei geführt. Endgültig überwunden ist die Krise freilich noch nicht. Die allgemeine politische Tätigkeit der Partei konnte nicht sehr rege sein. Eine Propaganda von Bedeutung wurde nur gegen den Klerikalismus geführt. Ausserdem setzte sich die Partei für die Beseitigung der Misstände in den Staatsbahnen ein; sie unterstützte ferner den Antrag auf Gewährung von Diäten an die Abgeordneten, um den Eintritt von Arbeitern in das Parlament zu ermöglichen, und agitierte für die Verstaatlichung der Volksschulen, die jetzt in den Händen der Gemeinden sind und leicht unter die Leitung der Priester kommen. Durchsetzen hat sie freilich diese ihre Forderungen nicht können. Grössere Erfolge hat sie auf dem Gebiete der sozialen Gesetzgebung zu verzeichnen. Die Post- und Telegraphenbeam-

ten haben durch die Tätigkeit ihres Verbandes und das parlamentarische Auftreten ihres Ehrenvorsitzenden, des Genossen Turati, eine bedeutende Aufbesserung ihrer Lage erreicht, auch wurde die Übernahme des Telephonnetzes in staatliche Regie durchgesetzt. In das Gesetz über die Regelung der Arbeit in den Reisefeldern hat die Partei bedeutende Verbesserungen hineingebracht. Die Sonntagsruhe der Beamten ist gesetzlich festgelegt worden. Ein Initiativantrag des Genossen Bertesi auf Verbot der Nacharbeit für Bäcker wird demnächst das Parlament beschäftigen. Durch die Agitation der Gewerkschaft und der Partei ist bereits in vielen Städten die Tagesarbeit in den Bäckereien eingeführt, auch die Regierung hat sich für die Abschaffung der Nacharbeit erklärt. Eine Reihe weiterer sozialpolitischer Massnahmen ist vorbereitet und demnächst spruchreif.

Eine nicht einwandfreie Haltung hat aber die Partei anfangs gegenüber den Gewerkschaften eingenommen. Durch ihre Nachgiebigkeit gegenüber den Syndikalisten brachten sie den Zentralausschuss der Gewerkschaften, die seit einem Jahr bestehende *Confederazione del Lavoro*, die sich in den Händen der reformistischen und integralistischen Elemente befindet, in eine üble Lage. Die *Confederazione*, die unter der desorganisierenden Tätigkeit der Syndikalisten am meisten zu leiden hatte, lud daher die Parteileitung zu einer Konferenz ein, die am 7. Oktober in Florenz stattfand. Nach dreitägiger Beratung wurde ein Zusammengehen der Partei und der *Confederazione* in allen Fragen von allgemeiner Bedeutung beschlossen, bei vollster Aufrechterhaltung der Neutralität jeder der beiden Körperschaften auf ihrem Gebiete. Die Partei erkannte die Notwendigkeit einer evolutionistischen, antirevolutionären Politik der Gewerkschaften an und verpflichtete sich für deren Zentralisierung und Anschluss an die *Confederazione* zu wirken. Die Solidarität der Parteileitung und der *Confederazione* bewährte sich auch bald darauf in einem kritischen Moment. In Mailand brach ein neuer Generalstreik aus, als Protest gegen die verbrecherische Ermordung einiger Arbeiter durch Polizeisoldaten. Parteileitung und *Confederazione* rieten von einem Sympthiestreik in anderen Städten ab. Die Syndikalisten versuchten als Antwort darauf einen Generalstreik der Eisenbahner zu inszenieren.

Das wäre Wasser auf die Mühle der Reaktion gewesen, da es sich hier um Beamte handelte, denen das Streikrecht nicht zustand, man also von einem Kampf gegen das Gesetz sprechen konnte. Auch diesmal fanden die *Confederazione* und die Parteileitung den Mut dem beabsichtigten Generalstreik entgegenzutreten. Die Eisenbahner nahmen auch angesichts der Ungewissheit der Situation davon Abstand. Der Vorstand, der sich in den Händen der Syndikalisten befand, benutzte aber die Gelegenheit, um die Massen gegen den Zentralausschuss der Gewerkschaften aufzustacheln und womöglich die Reformisten der *Confederazione* niederzuwerfen. Im November wurde ein Kongress der syndikalistischen Gewerkschaften in Parma veranstaltet, der zur Gründung eines Gegenausschusses mit dem Sitz in Bologna führte; dessen Aufgabe besteht darin die Zentralverbände zu Lokalverbänden zu machen und für den Generalstreik zu agitieren. Die Sache ist für die Gewerkschaft nicht so gefährlich wie sie aussieht, denn die Syndikalisten verfügen mehr über grosse Worte als über grosse Anhängerzahlen. Diese neueste Tat der Syndikalisten wird aber zur Aufklärung der Partei selber über ihr Wesen und zur endgültigen Trennung der Sozialdemokratie vom Syndikalismus beitragen. In welchem Tempo sich diese Entwicklung vollziehen wird, dürfte das Jahr 1908 zeigen.

×
Kurze Chronik Am 17. Dezember wurde Genosse Ignacy Daszynski, der bei der Hauptwahl in Galizien den unglaublichen Wahlpraktiken der Schlachta unterlegen war, in einer Nachwahl, die durch den Verzicht des Genossen Reger auf sein Mandat ermöglicht wurde, in den österreichischen Reichsrat gewählt. × Die norwegischen Kommunalwahlen brachten eine gewaltige Zunahme unserer Partei; gewählt sind zirka 1100 Sozialdemokraten gegen 330 im Jahre 1904 und 147 im Jahre 1901. × Auf Island ist von einigen Handwerker- und Arbeitervereinen eine Arbeiterpartei gegründet worden, deren Programm im wesentlichen sozialdemokratische Forderungen enthält. × Die *Demokratische Partei* Chiles hat bei dem internationalen sozialistischen Bureau offiziell ihren Anschluss an die sozialistische Internationale beantragt. × In Paris ist von einigen Genossen eine *Parteischule* gegrün-

det worden. × Das Palais des Grafen Kinsky in Prag ist in den Besitz der sozialdemokratischen Partei übergegangen. Der frühere Herrensitz wird jetzt den *Pravo Lidu* und die grösseren Parteiorganisationen beherbergen. × In einigen Gegenden Süd- und Westdeutschlands, im Elsass, in Frankfurt a. M. und anderen Orten, sind jetzt wieder mehrere Sozialdemokraten als Schöffen und Geschworene berufen worden. Diejenigen Kreise des Bürgertums, denen das Wort von der *Klassenjustiz* nicht passt, hätten alle Ursache dafür zu sorgen, dass diese Praxis für Deutschland verallgemeinert wird.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Allgemeine Tendenzen Bei Gelegenheit seiner Septemberversammlung in Frankfurt a. M. gliederte sich der *Verband fortschrittlicher Frauenvereine*, die Organisation der radikalen Frauenrechtlerinnen, wieder dem *Bund deutscher Frauenvereine* an. Er hatte sich, wie in seinem Organ, der *Frauenbewegung*, betont wurde, 1899 nach der Hamburger Tagung des Bundes als selbständiger Verein konstituiert, da diese Tagung einen solchen Tiefstand der Ansichten und der Verhandlungen aufwies, dass die Minorität die Pflicht empfand sich zusammenzuschliessen, um den Fortschritt in der Frauenbewegung ausserhalb des Bundes mit Kraft zu vertreten. Der Wiederanschluss beweist, dass nach Ansicht der Radikalen der Bund sich in diesen 8 Jahren ebenfalls in der Linie des Fortschritts bewegt hat. Dennoch existieren nach wie vor die zwei Richtungen, die Radikalen und die Gemässigten, als gesonderte Vereinigungen weiter. Worin bestehen ihre Meinungsdifferenzen, und worin haben sie sich genähert?

Es ist ganz interessant einmal einen orientierenden Rundblick auf die Gesamtentwicklung dieser Bewegung zu werfen, die in ihrem Vor und Zurück, in ihren Fortschritten wie in ihren Hemmungen eine so vorzügliche Widerspiegelung der sozialen Strömungen überhaupt ist. Gertrud Bäumer, eine der Führerinnen der Gemässigten, setzt in einem ihrer letzten Artikel den Unterschied der beiden Richtungen so auseinander, dass die einen mehr auf Menschenrechte und dergleichen zu pochen pflegen, während die anderen zunächst die Menschen selbst zur Tat zu wecken suchen, dass die Radikalen über dem Kultus der »Worte und Gedanken« den Kultus der Sachen vergässen.

Nur widerspricht sie sich selbst, wenn sie bald darauf meint, die Grundauffassung der Frauen von Familie und Ehe bestimme naturgemäss ihre Stellungnahme zu den verschiedensten wichtigen Fragen. Also doch nicht Praxis allein, sondern Kultus der Gedanken, der Theorie? Gewisse Theorien sind denn auch wirklich heute die deutlichst erkennbare Grenzscheide zwischen den beiden Richtungen, wie sie ebenso in zahlreichen Fällen eine Trennungslinie zwischen der bürgerlichen und proletarischen Frauenbewegung bilden und — bis auf wenige Ausnahmen — ihr praktisches Zusammengehen hemmen.

× **Bildung und Erziehung** Die Bildungs- und Berufsfrage — einzelne Führerinnen der Gemässigten haben sich gerade auf diesem Gebiete ihr grösstes Verdienst erworben — scheidet heute natürlich längst als Streitobjekt aus. Für die gemeinsame Erziehung der Geschlechter erklärten sich erfreulicherweise auf dem Kasseler Frauenbildungskongress auch die Gemässigten. Dagegen glitt man dort von allen Seiten hinweg über die grundlegendste moderne Bildungsforderung, die der Einheitsschule, in deren Rahmen auch das Prinzip der Koedukation erst seine volle pädagogische Wirksamkeit entfalten könnte. Einige Radikale sind allerdings wiederholt für die Einheitsschule eingetreten. Soweit mir bekannt ist, steht sie auch auf dem Programm der sogenannten *liberalen Frauenpartei*, einer von Marie Lischnewska jüngst ins Leben gerufenen Organisation, der der geistige Stempel ihrer Gründerin deutlich genug aufgeprägt ist. Denn sie vereint weitgehende demokratisch-soziale Forderungen mit Marie Lischnewskas bekannten konservativ-nationalistischen Bestrebungen auf rein politischem Gebiete.

× **Wahlrecht** In der Frauenstimmrechtsfrage ist jetzt in der gesamten deutschen Frauenbewegung ebenfalls volle Übereinstimmung erzielt. Der Stimmrechtsverband, dem sämtliche Gruppen angehören, erklärte sich ohne jeden Vorbehalt für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht für alle Körperschaften. Hier ist das Feld, auf dem ein Zusammenarbeiten der bürgerlichen und der proletarischen Frauen wohl am nächsten läge. Das Ziel ist ja das gleiche, auch sind in anderen Ländern tatsächlich durch ein Zusammengehen aller Frauen Erfolge gerade im

Stimmrechtskampfe errungen worden. Aber wie liegen die Verhältnisse bei uns? So sehr der Stimmrechtsbund immer wieder seine absolute politische Parteilosigkeit betont, so führt doch jeder praktische Propaganda- und Agitationsversuch ganz unwillkürlich zur Aussprache und politischen Stellungnahme, und die Partei, zu der es unsere Frauenrechtlerinnen durch gesellschaftliche Sympathieen, durch den Einfluss männlicher Familien-genossen wie durch eigene geistige Neigung ihrer Mehrzahl nach immer wieder zieht, ist der Liberalismus. Der deutsche Liberalismus ist aber im Kampfe um das Frauenstimmrecht ein gerade so unzuverlässiger Bundesgenosse wie im Wahlrechtskampf überhaupt, so dass im Reichstag wie in den kommunalen und Einzelparlamenten *de facto* wieder nur die Sozialdemokraten die Stimmführer der Frauen sind. Für den parlamentarischen Kampf würden demnach die Proletarierinnen durch die bürgerliche Bundesgenossenschaft wenig gewinnen. Bedeutungsvoll könnte diese erst werden, wenn es den Stimmrechtlerinnen gelänge die bürgerlichen Frauen in Massen oder wenigstens weite Kreise der weiblichen Intelligenz so für ihre Forderung zu entflammen, dass sie einen Druck auf die öffentliche Meinung zu üben vermöchten. Hoffen wir, dass die Erfüllung dieser Möglichkeit nicht noch allzufern liegt. Haben doch in der Stimmrechtsfrage die Führerinnen in bürgerlichen Frauenkreisen nicht gegen prinzipielle Gegnerschaft, sondern höchstens gegen geistige Indifferenz zu kämpfen.

× **Soziale Arbeit** Komplizierter dagegen und deshalb sehr viel schwieriger liegen die Dinge in der bürgerlichen Bewegung, sobald es sich um soziale Bestrebungen handelt. Also um dasjenige Arbeitsgebiet, das schliesslich heute bereits auch für diese Frauen das grösste und ernsteste ist. Hier — vorwiegend natürlich an ganz bestimmten Punkten — entbrennt plötzlich lichterloh ein Kampf der Prinzipien. Hier stehen sich in heftigen Gegensätzen und wiederum in beiden Lagern auch untereinander oft wenig einig Gemässigte und Radikale gegenüber, hier gewinnt die Frauenemanzipationsbewegung auch für den sozialen Beobachter eigentlich erst das höchste Interesse. Auch die Gemässigten haben sich neben den Bildungsfragen der sogenannten *sozialen Hilfstätigkeit* schon sehr früh

zugewandt. Einige ihrer tüchtigsten und sachkundigsten Führerinnen, wie Alice Salomon, arbeiten sogar nur auf sozialem Gebiet teils durch wissenschaftliche Untersuchungen teils durch öffentliche Agitation für erhöhten Arbeiterschutzes und dergleichen. Hier liegt die Differenz der Richtungen zunächst in einem Mehr auf der radikalen Seite. Die Gemäßigten halten ihre Forderungen oft absichtlich in den Grenzen, die sie den bürgerlichen Begriffen von Sozialreform angepasst erscheinen lassen, und stehen jedenfalls auf dem Standpunkt den wirtschaftlichen Frieden durch Erweckung sozialer Einsicht und mitfühlender Teilnahme unter den Besitzenden miterringen zu können. Deshalb machen sie auch willkürlich oder unwillkürlich einen weiten Bogen, wo sie einem der Probleme begegnen — wie etwa der Prostitutionsfrage —, deren gefährliche Tiefen sie ihrem wirtschaftlichen Friedensideal entfremden könnte. Im allgemeinen dürfte dieses Friedens- und Harmonieideal gewiss auch der Auffassung der Radikalen entsprechen. Wenden sie sich doch oft genug gegen den Klassenkampffanatismus der Sozialdemokratinnen. Aber die Logik der Tatsachen hat hier in der Arbeit selbst einen langsamen Aufklärungsdienst geleistet. Ganz besonders war wohl in dieser Hinsicht die langjährige Leitung des grossen kaufmännischen Verbandes durch Frau Cauer von Bedeutung. Für die wirtschaftliche Hebung der Arbeiterinnenklasse genügte jedenfalls den Radikalen die blosse Sozialreform von oben her bald nicht mehr. Sie wollten Einfluss unter den Proletarierinnen selbst gewinnen; sie suchten Mitarbeit und Teilnahme bei den gewerkschaftlichen Organisationen; sie drangen schon vor Jahren auf ein Zusammenwirken mit den Sozialdemokraten. Ein kurzer Versuch nach dieser Richtung hin misslang. Die bürgerlichen Frauen glauben nun einmal auch dort die Leitenden und Schiebenden sein zu können, sie wollen ihren Geist und ihre Auffassung auch bei der Arbeiterinnenorganisation bewahren, und sie vergessen, dass unsere Gewerkschaften schon aus sich selbst heraus ihr festes Richtungsziel entwickelt haben. Bei ihrer neuesten Vereinsgründung, der *Zentralstelle für Arbeiterinneninteressen*, werden sie deshalb vermutlich wohl keine bessere Erfahrung machen. Dieser Verein nennt als sein Hauptziel die Förderung der wirtschaftlichen, rechtlichen und geistigen Interessen der Arbeiterinnen, er will unter anderem

auch ein besseres Verständnis zwischen den bürgerlichen und den proletarischen Frauen anbahnen. Er würde die bürgerlichen Frauen sozial weiterbilden, und damit dieses letztgenannte Ziel vielleicht erreichen können, wenn seine Mitglieder vor allem lernten sich in Fragen, die nur das Proletariat betreffen, jenem eignen Geist der Arbeiterschaft sich zu fügen: auch wo dieser Geist sie zu Erkenntnissen führen sollte, die sie selber nicht ersehen.

× **Mutterschutz** Das ist das Interessante bei dem Flügel der Radikalen, der am weitesten nach links steht, den Frauen, die sich den Mutterschutzbestrebungen widmen. An ihnen lässt sich verfolgen, wie sich dem, der einem sozialen Problem vorurteilslos und mit wirklichem Ernst gegenübertritt, auch ohne ein vorgefasstes Ziel bestimmte Gedankenfolgen einfach aus der wirtschaftlichen Notwendigkeit heraus erschliessen. Auf der letzten Generalversammlung des *Bundes für Mutterschutz* erklärte Marie Lischnewska wiederholt, ein wirklicher Mutterschutz, das heisst eine zweckentsprechende Fürsorge für Mutter und Kind während der letzten Schwangerschafts- und während der Säuglingsperiode, könne sich niemals auf individualistischen, sondern nur auf sozialistischen Wirtschaftsprinzipien aufbauen; hier müsse der Staatssozialismus eintreten. Das Wort *Staatssozialismus* ist nichts weiter als ein Selbststreitungsver such gegenüber der hereinbrechenden sozialistischen Gedankenwelt, die Marie Lischnewskas politisch reaktionäres Denken zu überfluten droht. Jedenfalls also kann nur der Sozialismus wirklichen Mutterschutz leisten: das bekennt heute der Bund, der ursprünglich auf privatem Wege Mütterheime gründen wollte. Heute fordert er vor allem eine staatliche Mutterschaftsversicherung und staatliche Mütterheime auf dem Lande in genügender Zahl, die gleichzeitig Erziehungsheime für alle unehelichen Kinder darstellen sollen, da sich der frühere Gedanke des Bundes der unehelichen Mütter die Möglichkeit des Zusammenlebens mit ihrem Kinde zu verschaffen als eine Illusion innerhalb unseres Wirtschaftslebens erwiesen habe. Den Erziehungsheimen für uneheliche und schlecht versorgte eheliche Kinder dürften sich wohl im Sinne Marie Lischnewskas und ihrer Anhänger sehr bald auch solche für alle Kinder angliedern. Sie stehen ja auf dem Boden der Einheitschule, und zwar

einer auf modernen Erziehungsgrundsätzen aufgebauten Einheitsschule, und sie propagieren eifrig hauswirtschaftliche Genossenschaften und allgemeine berufliche Tätigkeit der Frauen. In gleicher Linie gehen die Ziele des Bundes beim Familienrecht und bei der Bewertung der Liebesbeziehungen. Zwar erstrebt der Bund nicht, wie ihm seine Gegner törichterweise vorwerfen, eine *neue Ethik*; aber er erkennt die vorhandenen Umgestaltungstendenzen im Liebesleben von Mann und Weib und spricht sie rückhaltlos aus. Gerade darum setzt ihm gegenüber die Feindschaft der Gemässigten unter den bürgerlichen Frauen ein. Sie, die bewusst auf dem Boden unserer heutigen Gesellschaftsordnung stehen, werten die Bestrebungen des Bundes als ein revolutionierendes Element in der bürgerlichen Emanzipationsbewegung und suchen sich von der Verantwortung für dessen Tun zu lösen. Dieser Streit lässt uns erkennen, dass auch die Frauenemanzipation eins der Mittel ist, deren sich die Gesellschaft zum allmählichen Ausbau einer sozialistischen Wirtschaftsform bedient, und er beweist uns, dass auch der schönste Schutzwall festgefügtter Prinzipien eine Bewegung nicht im ruhigen Fahrwasser zu halten vermag, wenn die allgemeinen sozialen Kräfte sie nach stürmischeren Tiefen drängen.

×
Kurze Chronik Die Frankfurter Ortsgruppe des *Allgemeinen deutschen Frauenvereins* hat eine Auskunftsstelle für das Gemeindevahlrecht der Frau ins Leben gerufen, die sich die Aufgabe stellt einen Überblick über die kommunale Tätigkeit der Frau zu gewinnen. × In England ist durch Beschluss beider Häuser den Frauen die Wählbarkeit für Grafschaftsräte und Stadtverwaltungen zuerkannt worden, auch für die höchsten in Frage kommenden Posten. × Vor dem letzten Preussentag hatten die sozialdemokratischen Frauen Deutschlands eine ausserordentliche Frauenkonferenz zur Erörterung der Dienstbotenfrage berufen. Beschlossen wurde nach eingehenden Debatten möglichst überall an die Dienstbotenorganisationen eine eigene Stellenvermittlung anzugliedern, den freien Dienstvertrag nach Kräften zu propagieren und endlich ein einheitliches Organ für die Dienstboten zu schaffen. Der der Dienstbotenbewegung gewidmete Teil der *Gleichheit* soll zu diesem Zwecke weiter ausgestaltet werden. × Auf der Generalversammlung des Bundes für

Mutterschutz am 14. Dezember kam ein Konflikt in der innern Leitung zum Austrag. Die Zeitschrift *Mutterschutz* geht in ihrer bisherigen Form ein; die Tendenzen des Bundes werden in der neuen, von Dr. Helene Stöcker redigierten Zeitschrift *Die neue Generation* ihre Vertretung finden.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Otto Lipmann

Kriminalpsychologie Innerhalb der gerichtlichen Psychologie kann man zwei Hauptabteilungen unterscheiden: 1. die Psychologie des Verbrechens, die Kriminalpsychologie, 2. die Psychologie der am gerichtlichen Verfahren beteiligten Personen als solcher, das heisst die Psychologie des Angeklagten, des Richters, des Zeugen. Der Kriminalpsychologie, die es also mit der Seele des Verbrechens zu tun hat, stellt sich die Aufgabe, die Motive aufzudecken, die zum Verbrechen führen können, zu zeigen, weshalb dann — gleiche Motive vorausgesetzt — der eine zum Verbrecher wird, der andere nicht. Bei der Untersuchung ergibt sich gar bald, dass das Verbrechen als eine Resultante zweier Komponenten aufzufassen ist, der einen, die in der Person des Verbrechens liegt, der andern, die in sozialen Umständen, Armut und dergleichen, beruht. In der Bedeutung, die jeder dieser beiden Komponenten zugemessen wird, stehen sich ziemlich scharf zwei Schulen gegenüber, die eine, vertreten zum Beispiel durch Liszt, die so gut wie ausschliesslich die sozialen Verhältnisse für das Verbrechen verantwortlich macht, und die sogenannte *italienische kriminalistische Schule Lombrosos*, die wenigstens einen grossen Prozentsatz der Verbrechen auf eine besondere angeborene Anlage des Verbrechens zurückführen zu können glaubt. In Deutschland hat Lombroso sich nicht viele Anhänger zu erwerben vermocht, und es ist auch zweifellos, dass das Richtige, das an ihr ist, masslos einseitig übertrieben ist. Immerhin dürfte es sich verlohnen diese Lehre mit wenigen Worten noch etwas näher zu charakterisieren, zumal Lombroso selbst eben erst wieder das Wort dazu ergriffen hat. Einer seiner wenigen Anhänger in Deutschland, Dr. Ernst Jentsch, hat soeben eine Übersetzung mehrerer Aufsätze Lombrosos unter dem Titel *Neue Verbrecherstudien* /Halle, Marhold/ erscheinen lassen.

Lombroso geht von der Ansicht aus, dass das Verbrechen oder die verbrecherische Anlage eines Menschen ein atavistisches Merkmal sei, das heisst, dass es einen Rückschlag in eine Zeit darstelle, in der die heutige menschliche Kultur noch nicht existierte, in der das Verbrechen noch an der Tagesordnung, ja geradezu für die Erhaltung der Existenz notwendig war. Die geborenen Verbrecher zeigen uns also eine Entwicklungsstufe des Menschen, die dem Urzustand der menschlichen Gesellschaft noch bedeutend ähnlicher ist als die heutige; sie müssen daher physisch und psychisch dem affenartigen Urmenschen näher stehen als wir. In der Tat glauben nun Lombroso und seine Schüler an Verbrechern eine ganze Reihe von Degenerationsmerkmalen entdeckt zu haben, die den Verbrecher teils als affenähnlicher teils als wenigstens auf eine primitivere Stufe der menschlichen Entwicklung hindeutend erscheinen lassen. Zu den ersteren Eigentümlichkeiten gehören unter anderm die grosse Länge der Arme, die Art der Falten der Handfläche, die der Behaarung, Ambidextrismus (rechte und linke Hand sind gleich geschickt), gewisse Anomalien der Ohren-, Schädel- und Gehirnbildung und dergleichen. Als einer primitiveren Entwicklungsstufe angehörig bekunden die geborenen Verbrecher sich durch gewisse biologische Eigentümlichkeiten: sie zeigen eine Vorliebe für Tätowierungen, ersetzen gern das geschriebene Wort durch eine Art Bildersprache, auch wenn ein berechtigter Grund — zum Beispiel Geheimhaltung — hierfür nicht einzusehen ist. Für alle diese Dinge bringt das genannte Buch an der Hand der Verarbeitung einer ausserordentlich grossen Literatur neue Belege. Aber ein Beweis ist auch dadurch nicht für die Behauptung erbracht, dass der geborene Verbrecher wirklich, wie Lombroso behauptet, einen besonderen anthropologischen Typus darstellt. Eine gerechte Beurteilung von Lombrosos Lehre wird nur dies zugeben müssen, dass in der Tat beim Verbrecher — ähnlich wie beim Epileptiker — verhältnismässig häufig Degenerationszeichen vorkommen, die sich noch häufiger beim Geisteskranken, seltener dagegen beim normalen Individuum finden. Der geborene Verbrecher stellt also wie der Geisteskranke eine Abweichung vom Normalen dar, ohne dass er aber als besonderer anthropologischer Typus bezeichnet werden könnte. Was auch den geborenen Verbrecher wirklich zum

Verbrechen führt, werden im allgemeinen irgendwelche solchen sozialen etc. Motive sein, die auch den Normalen zum Verbrechen veranlassen könnten; der Verbrecher aber ist eben infolge seiner Degeneration hemmenden Vorstellungen, die für den Normalen noch ausschlaggebend sind, weniger zugänglich. Dass wenigstens eine grosse Klasse von Verbrechern, die Gelegenheitsverbrecher, durch die sozialen Verhältnisse zum Verbrechen geführt werden, gibt übrigens auch Lombroso zu. Er empfindet es als auffallend, dass in Amerika, wo die Kultur doch bereits eine höhere sei, und wo die politischen und sozialen Verhältnisse viel besser seien als bei uns, dennoch die Zahl der Verbrechen nicht in der Abnahme begriffen sei, und führt dies auf das niedrige Kulturniveau der Negerbevölkerung und ihren relativ grossen Anteil an der Zahl der Verbrechen zurück. Australien dagegen zeige auch an der geringen Zahl der Verbrechen seinen hohen Kulturstandpunkt.

× **Kriminalität und Geschlecht** ×
 Dass neben den sozialen und anthropologischen Ursachen auch andere zum Verbrechen führen können, dass gewissermassen jeder Mensch eine Anlage zum Verbrechen mit auf die Welt bringt, die nur im allgemeinen unterdrückt wird, lässt sich aus einer sehr interessanten Studie Weinbergs *Über den Einfluss der Geschlechtsfunktionen auf die weibliche Kriminalität* /Halle, Marhold/ ableiten: Die gleichen sozialen und anthropologischen Ursachen führen bei denjenigen Individuen häufiger zum Verbrechen, bei denen infolge bestimmter körperlicher Zustände Hemmungen, die normalerweise vorhanden sind, versagen. Unter sehr geschickter Benutzung der Kriminalstatistik, besonders der deutschen, weist Weinberg nach, dass in der Pubertätszeit, also der Zeit der ersten Menstruationen, die relative Straffälligkeit der weiblichen Bevölkerung um mehr als 65% grösser ist, als in den folgenden Lebensjahren. Insbesondere ist die Brandstiftung geradezu als das Verbrechen der Pubertätszeit zu bezeichnen. Ebenso wie dies darauf zurückzuführen ist, dass die im Pubertätsalter besonders lebhaft Phantasie eben am liebsten zu Brandstiftungen führen muss, wird die grosse Zahl der Bestrafungen wegen Meineides und wegen falscher Anschuldigung auf die grosse Suggestibilität der 16- bis 18-jährigen Mädchen zurückge-

führt. Auf ein Versagen der normalen Hemmungen ist es auch zurückzuführen, dass während der Menstruationen die Verbrechen sich ausserordentlich vermehren. Das typische Verbrechen der Menstruierenden ist der Warenhausdiebstahl; auch dies wird an der Hand einer Zusammenstellung der einschlägigen Literatur — die Kriminalstatistik versagt hier natürlich — einwandfrei nachgewiesen. Auch die Aussagen einer Menstruierenden oder Aussagen von Frauen, die sich auf ein Erlebnis während einer Menstruationsperiode beziehen, sind kritisch zu betrachten. Ähnliches gilt für Schwangere. Von besonderer krimineller und überhaupt forensischer Bedeutung sind — und dies dürfte nicht so allgemein bekannt sein, wie vielleicht das vorherige — die supponierten Menstruationstermine während der Schwangerschaft, das heisst diejenigen Zeitpunkte, zu denen, wenn keine Schwangerschaft eingetreten wäre, die Menstruationen stattgefunden hätten. Die durch die Schwangerschaft bewirkte Steigerung der Kriminalität des Weibes erfährt an diesen Zeitpunkten eine weitere Erhöhung. Besondere Beachtung vom kriminalpsychologischen Standpunkte aus verdienen die sogenannten *Schwangerschaftsgelüste* und die auch während einer sonst normalen Schwangerschaft unter Umständen auftretenden Dämmerzustände oder Bewusstseinsstörungen. Sie führen relativ häufig zu Diebstahl, besonders wiederum zu Warenhausdiebstahl, und Gewalttätigkeitsverbrechen, insbesondere Kindesmord. Ob die mehr oder weniger immer vorhandenen Schwangerschaftsgelüste zu Diebstählen führen oder nicht, dafür werden freilich meist wieder soziale Umstände, die Vermögensverhältnisse der betreffenden Frau, massgebend sein. Ebenso wie die Zurechnungsfähigkeit der Schwangeren ist auch die der Wöchnerin oft sehr stark herabgesetzt, wie schon daraus ersichtlich, dass beide Zustände relativ oft zu wirklichen Psychosen führen. Das typische Verbrechen der Wöchnerin ist naturgemäss der Kindesmord, und auch hier werden wir wieder zur näheren Erklärung auf soziale Motive — zum Beispiel die gesellschaftliche Achtung lediger Mütter — zurückgreifen müssen. Endlich weist auch die Periode des Aufhörens der weiblichen Geschlechtsfunktionen eine Steigerung der Kriminalität auf, wie wiederum aus der Kriminalstatistik hervorgeht. Das typische Delikt des Klimakteriums ist die Beleidigung, eine Folge der in dieser

Zeit vorherrschenden physischen und psychischen übergrossen Reizbarkeit. Zum Schlusse seiner Arbeit beklagt es Weinberg, dass alle diese Dinge in der heutigen Rechtsprechung noch viel zu wenig zur Geltung kämen. Er verlangt dementsprechend eine grössere psychologische und psychiatrische Vorbildung der Juristen und Zulassung von weiblichen Personen zum Richteramt: zwei Forderungen, denen man sich von ganzem Herzen anschliessen kann.

× Kurze Chronik Seit dem April 1907 vollzogen sich innerhalb des Lehrkörpers der Psychologen folgende erwähnenswerte Veränderungen: Professor Meumann wurde nach Münster, Professor Ach nach Königsberg berufen. Krüger-Leipzig wurde Professor in Buenos Aires, Höfler-Prag Professor für Pädagogik in Wien. × Die philosophische Fakultät der Universität Berlin erliess für das Jahr 1908 eine Preisaufgabe, die eine kritische Übersicht der bisherigen Untersuchungen zur Psychologie der Aussage verlangt. × Vom 22. bis zum 25. April wird in Frankfurt a. M. der 3. Kongress für experimentelle Psychologie stattfinden. Er wird von der *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* veranstaltet, doch werden auch Nichtmitglieder zugelassen. × Die *Gesellschaft für experimentelle Psychologie* errichtete in Berlin ein *Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammlforschung*.

× Literatur Von neuen Zeitschriften sind zu verzeichnen: *Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammlforschung* (Organ des obengenannten Institutes), herausgegeben von Stern und dem Schreiber dieses /Leipzig, Barth/; *Zeitschrift für Religionspsychologie*, herausgegeben von Bresler /Halle, Marhold/; *Revue de Psychologie sociale*, herausgegeben von Tarde und Teutsch /Paris, Alcan/.

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Historischer Materialismus Der durch die von ihm herausgegebenen *Marxstudien* auch in Deutschland bekannt gewordene Wiener sozialistische Schriftsteller Max Adler hat in der *Neuen Zeit* eine Abhandlung *Das Formalpsychische im historischen Materialismus* veröffentlicht, die seine in den

Marxstudien entwickelten Gedankenreihen fortsetzt und, unbeschadet aller Anerkennung des formalen Scharfsinns, in noch höherem Grad zum Widerspruch herausfordert.

Adler ist Kantianer. Er legt sich in dieser Eigenschaft die Frage vor, was wohl vom Standpunkte der Kantischen Erkenntnistheorie aus allgemeines über den Artcharakter soziologischer Wissenschaft zu sagen sei. Das von Kant analysierte Erkenntnisvermögen ist — oder soll doch sein — der der Gattung *Mensch* als solcher gemeinsame Verstand, der in Verarbeitung der sinnlichen Eindrücke nach dem System der Kategorien zu einem für alle Gattungsexemplare übereinstimmend gültigen, von der Wissenschaft dann weiter ausgebauten Weltbilde gelangt. Auch in dem einfachsten Urteil, das irgend einen Tatbestand konstatieren will, liegt näher zusehen schon immer der Gedanke, dass jeder andere in dem gegebenen Fall das gleiche hätte konstatieren müssen, und dass die Konstatierung eben durch diese notwendige Übereinstimmung sich als wahr erweise. Etwas als wahr bezeichnen schliesst also den Anspruch auf Zustimmung anderer denkenden Individuen, eine Beziehung zu dem Denken anderer menschlichen Gattungsexemplare in sich. Das ist der gegebene Kern, um den sich Adlers theoretische Deduktionen bewegen. Was er hinzufügt, ist, dass er diese, dem individuellen Denken immanent notwendige Beziehung auf andere Ichs als *ideelles Vergesellschaftetsein* der Individuen im individuellen Einzelbewusstsein bezeichnet, als ein Vergesellschaftetsein, das als fundamentale Voraussetzung alle weiteren Arten spezifisch menschlicher Vergesellschaftung erst möglich mache. Die menschliche Gesellschaft sei nur als eine Gesellschaft der durch ihr gattungsmässiges Denken auf einander bezogenen Menschen zu begreifen; erst dieser Modus des geistigen Aufeinanderbezogenenseins ermögliche das Sichverständigenkönnen und damit die Ausbildung der Sprache als des allgemeinen Mittels spezifisch menschlichen Verkehrs.

Man wird das vielleicht gelten lassen können, doch gleichzeitig verwundert fragen, ob es denn jemals eine Soziologie gegeben, die etwa die menschliche Gesellschaft abgelöst von den Beziehungen zur allgemein menschlichen Natur betrachtet oder bei solcher Betrachtung vergessen hätte, dass zu dieser gemeinsam menschlichen Natur, und wahrlich nicht

in letzter Reihe, auch der Verstand, die Vorbedingung der Sprache, gehöre. Was soll dann aber jenes aus der Erkenntnis-kritik hergeholte Argument, dass das Urteil eine Beziehung auf andere Urteilende und in diesem Sinne sozusagen ein ideelles gesellschaftliches Verhältnis einschliesst, hinsichtlich der speziellen Probleme und Methoden soziologischer Forschung für eine Bedeutung haben? Wird durch Hervorhebung dieses dem Urteilen innewohnenden Momentes etwa im Wesen der menschlichen Natur, das die Gesellschaftswissenschaft als gegeben voraussetzt, irgend ein Zug aufgedeckt, der für den Modus der wirklichen gesellschaftlichen Entwicklung neue fruchtbare Erklärungsweisen oder auch nur neue Perspektiven der Betrachtung böte? Solange Adler einen Nachweis dafür nicht erbracht hat, fehlt diesen Überlegungen doch offenkundig jede innere Beziehung zu den Fragen, um deren Lösung Marx' ökonomistische Geschichtsauffassung sich bemüht. Es sind das Reflexionen, die die Kantische Erkenntnistheorie vielleicht nach einer gewissen Seite hin verdeutlichen und eventuell ergänzen mögen, die aber durch das Vorgeben, dass erst durch sie die soziologischen Methoden das ihnen bisher fehlende sichere Fundament erhalten — während in Wahrheit keine einzige der zahlreichen in jener Marxschen Auffassung vorhandenen methodologischen Schwierigkeiten auch nur berührt wird —, nur verwirrend wirken können. Die durch dies Philosophieren Abgestossenen können auf den Einfall kommen, dass eine mit solchen metaphysischen Argumenten verteidigte geschichtliche Doktrin letzten Endes selbst Metaphysik sei, während die davon Angezogenen über den von aussen her willkürlich importierten Problemen die in der Sache selbst gelegenen zu übersehen Gefahr laufen. Eher als die theoretische, das Erkenntnisvermögen zergliedernde könnte vielleicht die sogenannte *praktische Philosophie*, sofern sie die Geltung irgend eines höchsten sozialetischen Prinzips als in der Struktur des menschlichen Geistes und Willens begründet nachzuweisen sucht, gewisse für ein tieferes Verständnis der Marxschen Geschichtsauffassung fruchtbare Ausblicke erschliessen. Der sogenannte *historische Materialismus*, der aus dem Komplex des gesamten gesellschaftlichen Lebensprozesses den ökonomischen Prozess, den Modus, nach dem die Gesellschaftsglieder die Gegenstände ihres materiellen Ge-

und Verbrauchs gewinnen, hervorhebt, um alle übrigen Lebensäusserungen, den ganzen Komplex der sozialen Erscheinungen in ihrem Zusammenhange mit diesem Teilprozess zu betrachten, will ja nicht nur eine neue Gesichtspunkte und Fragestellungen in die historisch-soziale Forschung einführende heuristische Methode sein, sondern ebensowohl auch den grossartigen, in der Philosophie des Aufklärungszeitalters bereits aufdämmern den Gedanken einer aufsteigenden Entwicklung des Menschengeschlechtes erstmalig auf ein historisch wirklich tragfähiges Fundament stellen. Kant hat in seinem kleinen Aufsatz *Idee einer Philosophie der Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* die allgemeinsten Grundgedanken, auf die eine philosophische Betrachtung der Geschichte zurückgreifen muss, vom Standpunkt seines Zeitalters, das in dem bürgerlichen Recht und in der politischen Verfassung, nicht in der Ökonomie den ausschlaggebenden Faktor gesellschaftlicher Ordnung sah, mit weit vorausschauender Genialität skizziert. Geschichte unter dem Gesichtspunkt betrachten, ob und wie in ihr sich eine Entwicklung zum Höheren vollziehe, heisst sie daraufhin betrachten, ob und wie sich in ihr die Realisierung gewisser allgemeiner, dem unbestochenen Denken notwendig wertvoll erscheinender Ziele durchsetzt, heisst also den Gedanken eines Zweckes, einen teleologischen Gesichtspunkt als Leitfaden für die Durchforschung des selbstverständlich in seinem ganzen Umfange kausal bedingten historischen Ablaufes wählen, heisst dem Modus nachspüren, nach dem das im grossen und ganzen durch partikular-egoistische Zwecke bedingte und bestimmte Handeln der Individuen, dies mechanische Kräftepiel, ohne Wissen und Willen dennoch die Gesellschaft in die Bahnen aufsteigender Entwicklungsrichtung hineinzwängt. Als dieses Endziel aber erscheint Kant eine allgemein das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft, die einst den Kriegszustand der Nationen beseitigen und der Gesamtheit ihrer Mitglieder die freieste Entfaltung all ihrer Naturanlagen und Kräfte garantieren wird. Die Marx'sche ökonomisch-sozialistische Entwicklungsauffassung charakterisiert sich diesem Gedankenkomplexe gegenüber vor allen Dingen dadurch, dass sie, den ökonomischen Prozess ins Zentrum der Betrachtung rückend, hiermit einen unendlich fruchtbareren Standpunkt für die Aufdeckung des kausal Bedingten und dabei vorwärts-

treibenden Kräftespiels und Hand in Hand damit eine ökonomische Bestimmung des als Entwicklungsziel zu denkenden sozialen Idealzustandes gewinnt. Auch der Sozialismus will ja eine Gesellschaftsordnung, die den Naturanlagen aller freieste Entwicklungsmöglichkeiten sichert, aber er weiss, dass die Realisierung einer solchen Ordnung nicht etwa nur im Kantischen bürgerlichen Sinne die Aufhebung aller formal rechtlichen, sondern tiefer greifend vor allem der ökonomisch faktischen Privilegien als des Springquells der Ausbeutung in sich schliesst. Auf diese so nahe liegenden ideellen Beziehungen, die, wenn nicht zwischen der Kantischen Ethik, so doch der ihr im Kantischen System lose angegliederten Geschichtsphilosophie und der Marx'schen Entwicklungslehre bestehen, geht aber Adler gar nicht ein. Er sucht die Beziehungen des historischen Materialismus zu der praktischen Philosophie in einer Linie, die von der Erfassung des dem Marxismus wirklich Charakteristischen eben so weit ablenkt, wie jene Spekulationen über das ideelle Vergesellschaftetsein der Menschen im Denken. Die Ausführungen verlieren sich in völlig unkontrollierbare metaphysische Interpretation. Dass die Menschen in der Gesellschaft ihr Glück und Wohlfühlen, ihr Streben nach Macht, in einer ihnen durch die Verhältnisse vorgezeichneten Weise verfolgen, dass die in diesem Sinne zwecksetzenden Verhältnisse, solange die Gesellschaft den Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten, Herrschern und Beherrschten einschliesst, den Klassenkampf, aus sich erzeugen, bis dieser als Kampf der grossen arbeitenden Majorität gegen eine privilegierte Minderheit bei gewissem Entwicklungsgrad der produktiven Kräfte Formen annimmt, die eine Beseitigung der Klassenherrschaft selbst erhoffen lassen: diese allgemeinsten in jeder Formulierung der ökonomischen Geschichtsauffassung enthaltenen Vorstellungen sagen doch, sollte man meinen, mit genügender Deutlichkeit, in welcher Richtung der Marxismus die psychologische Begründung und Bedingtheit der stufenweis fortschreitenden geschichtlichen Bewegung sucht. Als das die Aktion Leitende gelten ihm die Zwecke der einzelnen und der Gruppen. Aber diese Zwecke nicht als in freier Willkür gewählt, sondern als Zwecke, die diesen (in erster Reihe) egoistisch empfindenden Individuen und Gruppen durch ihr je-

weiliges Eingegliedertsein in die soziale, letzthin ökonomische Struktur aufgenötigt sind. Aber dieses sozialpsychologische, oder, um den Adlerschen Ausdruck darauf anzuwenden, formalpsychische Schema der sozialen Willensbestimmung, das die ökonomische Entwicklungstheorie in sich schliesst, und das ganz abstrakt, losgelöst von der Beziehung zum spezifisch Wirtschaftlichen, schon in den Kantischen Ausführungen vorgebildet ist, scheint Adler als ungenügend zu erachten. Als ungenügend, nicht weil es näherer Präzisierung, sondern weil es, wie der Begriff des *Vergesellschaftetseins*, einer philosophischen Umtaufung bedarf.

Die fundamentale Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens, heisst es in dem Artikel, ist »seine Ausrichtung auf oberste Einheitsziele nach jeglicher Richtung seiner Aktualität«; und diese kündigen sich in den »Richtmassen der Logik, Ethik und Ästhetik« an, durch die sich das Individuum stets auf das Gattungsmässige beziehe. Da aber diese, die Individuen an die Gattung bindende Normmässigkeit nur im individuellen Bewusstsein existiere, so gelange sie »in diesem, also empirisch, auch nicht anders wie auf das Individuum bezogen zum Ausdruck«. Ein Satz, der sich bei Adler mit einem Riesensprung zu einer ganzen Metaphysik des Egoismus verwandelt. »Die allem Menschlichen inwohnende Sucht nach dem Glücke, die Vorstellung der möglichst besten Lebensgestaltung, deduziert er, ist im Grunde nichts als der »empirische Ausdruck für das normmässige Einheitsstreben« selbst. In der geschichtlichen Erscheinung wird darum die soziale Welt, »die erst der Idee als eine grosse Harmonie erschien«, ein »rücksichtsloser Kampf«. Indessen führe eine immanente Dialektik das metaphysische Angelegte (das Hegelsche *Ansichsein*) in stufenweisem Fortschritt der Verwirklichung (dem Hegelschen *An- und Fürsichsein*), entgegen, eine Bewegung, die in der allen Widerstreit aufhebenden Interessenharmonie der sozialistischen Gesellschaft ihr Ziel erreiche. Die Verwirrung kulminiert darin, dass diese Konstruktion nicht als eine Betrachtungsweise auftritt, die das oben entwickelte, so offenkundig in der Marx'schen Geschichtsauffassung vorhandene sozialpsychologische Schema der Willensbestimmung zu gewissen philosophischen Gedankenreihen in irgend eine Beziehung bringen möchte, sondern anscheinend die Präntation erhebt, selbst zu allererst ein Schema der Willensbestimmung, das der

Tendenz und dem Bedürfnisse des historischen Materialismus entspreche, zu schaffen. Es stünde übel, übler jedenfalls als alle revisionistischen Kritiker gemeint haben, um den Marxismus, wenn er in letzter Instanz auf solche verschwimmend luftigen Deduktionen zur Begründung angewiesen wäre.

× **Kurze Chronik** Professor Dr. Richard Böckh, der langjährige Leiter des Berliner statistischen Amtes, der Herausgeber zahlreicher wissenschaftlichen Arbeiten und liebenswürdige Dozent, starb im Dezember, 83 Jahre alt. × Mit der Vorbildung der volkswirtschaftlichen Fachbeamten beschäftigt sich Dr. Wilhelm Feld in der *Zeitschrift für Sozialwissenschaft*. Er verlangt eine Denkschrift, die die aufgetauchten Streitpunkte systematisch darstellt, und betont, dass man an der Freiheit der Berufsvorbildung der ausübenden Volkswirte festhalten müsse. × Die neuerdings wieder mehrfach behandelten Zusammenhänge zwischen Ethik und Sozialismus hat jetzt Professor Tönnies zum Gegenstand eingehender Untersuchungen im *Archiv für Sozialwissenschaft* gemacht.

× **Literatur** Den letzten der berühmten französischen Utopisten Etienne Cabet behandelt Jules Prudhommeaux in einem starken Bande *Icarie et son fondateur Etienne Cabet* /Paris, Cornély/. Der Verfasser scheint frei von jeder Voreingenommenheit gegen Cabet, dennoch treten die Schattenseiten, die Neigung zur Pose und Selbstüberschätzung in dem Charakterbilde hervor. Vor allem dürfte im ersten Teil die Darstellung der revolutionären Vereine und der Beziehungen Cabet's zu dem Babeuf'schen Gleichheitskommunismus interessieren; der zweite bringt eine sehr ausführliche Schilderung von Cabet's in Amerika gegründeter Kolonie. × In den von Jelinek und Anschütz herausgegebenen *Staats- und völkerrechtlichen Abhandlungen* /Leipzig, Duncker & Humblot/, ist eine Monographie *Die Gesellschafts- und Staatslehre der Physiokraten* von Benedikt Günzberg erschienen, die über die naturrechtliche Seite der physiokratischen Doktrin manches Lehrreiche enthält, was den komplexen, anscheinend so widerspruchsvollen Charakter dieser Ökonomenstengruppe im vorrevolutionären Frankreich verständlicher macht. × Weit lebhafter interessiert durch die

grössere Aktualität ihres Stoffes eine andere, in Schmollers *Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen* / Leipzig, Duncker & Humblot/ publizierte Dissertation *Soziale und individualistische Auffassung im 18. Jahrhundert, vornehmlich bei Adam Smith und Adam Ferguson* von Hermann Huth. Die Zusammenstellung der Zitate schöpft aus grosser Belesenheit und gruppiert lichtvoll nach allgemeinen Gesichtspunkten. Sie zeigt zur Evidenz, wie falsch die weit verbreitete Ansicht ist, die sich die Wissenschaft des 18. Jahrhunderts noch ganz im Banne rationalistischer Gesellschaftskonstruktionen befangen vorstellt und die Entstehung evolutionistischer Betrachtungsweise erst in das 19. Jahrhundert verlegt. Viele Zitate, namentlich solche aus Smith vielgenanntem und heute so wenig gelesenen *Reichtum der Nationen* frapieren durch den Scharfblick, mit dem ökonomische Momente zur Erklärung allgemeiner sozialer Erscheinungen herangezogen sind. Wer auf Vorläufer des historischen Materialismus fahndet, findet in dieser Arbeit reiche Ausbeute.

× Eine *Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorien* von Dr. Friedrich Hoffmann / Leipzig, Hirschfeld/ bringt, freilich ohne jede tiefer grabende Kritik, eine beträchtliche Menge Material und mag zur ersten Orientierung über die zur Erklärung der wechselnden Kaufkraft des Geldes aufgestellten Theorien brauchbar sein. × Der namentlich durch seine im Sombartschen *Archiv* veröffentlichten Angriffe auf die Taktik der deutschen Sozialdemokratie (vergl. die Rubrik *Sozialistische Bewegung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 793) bekannte Genosse Dr. Robert Michels gibt in dieser Zeitschrift eine *Bibliographie* der italienischen sozialistischen Literatur. Die Masse der publizierten Aufsätze, Broschüren, Bücher, setzt in Erstaunen. Die Aufzählung der Titel füllt 33 grosse Seiten; an 160 Arbeiten zur marxistischen Geschichtsphilosophie, an 100 über die Marxsche Werttheorie werden namhaft gemacht.

KUNST

Musik / Hugo Leichtentritt

Joachim † Der Beginn dieser Saison stand unter dem Eindruck des Todes Joseph Joachims. Was dieser grosse Künstler für die musikalische Welt bedeutet hat, bedarf keiner Auseinandersetzung. Insbesondere Berlin, wo er seit fast 40 Jahren ununter-

brochen wirkte, wird den Verlust am meisten fühlen. Nur ein Punkt sei hier berührt. Mit Wehmut muss eingestanden werden, dass Geheimnisse der Vortragskunst mit ihm begraben sind, die unersetzlich erscheinen, weil sie unlösbar verbunden waren mit seiner grossen Persönlichkeit. Es gibt gewisse Beethoven'sche Quartettsätze, deren Eigenstes und Tiefstes der kommenden Generation vielleicht unzugänglich sein wird, weil jetzt niemand da ist, der sie in dem Masse bewältigt wie Joachim es vermochte. Niemand von der jüngeren Generation wird wissen, was etwa die Kavatine aus dem grossen B-dur-Quartett bedeutet. Und wer versteht die warme Herzlichkeit und die Süsse Mozarts, die urwüchsige Frische und schlichte Grösse Haydns so darzustellen, wie es ihm gegeben war? Dass die Seele einer ganzen Epoche so sehr an einem Künstler hing, dass zugleich mit ihm so viel von ihr verschwindet, dass gerade von dem köstlichsten Teil seines Besitzes niemand die Erbschaft antreten kann, das deutet mir das Beklagenswerteste an Joachims Heimgang.

×
Grieg †

Ein anderer berühmter Künstler starb bald darauf: Edvard Grieg. Er war für uns ein interessanter Komponist, ein feinsinniger Lyriker, ein Klavierpoet, dessen phantasievolle, feingestaltete, bisweilen bis zum Bizarren seltsamen Tongebilde sich in der Klavierliteratur einen gesicherten Platz erworben haben. Viel mehr bedeutete er den nordischen Völkern, war er für diese doch beinahe der Inbegriff ihrer musikalischen Kunst, der erste, der aus der reichen norwegischen Volksmusik die Elemente einer wirklichen Kunst herauszuschöpfen verstand. Erst mit Grieg trat Norwegen in den Kreis der Länder, bei denen man von einer eigenen Musik überhaupt reden kann. Und dies Verdienst wird vielleicht noch langlebiger sich erweisen als seine Kompositionen selbst kraft ihres positiven musikalischen Wertes. So war denn auch Griegs Tod in den skandinavischen Ländern ein Ereignis von nationaler Bedeutung.

×
Tappert †

Auch Wilhelm Tappert ist in diesem Herbst gestorben. Jahrzehnte hindurch war er eine der bekanntesten und markantesten Persönlichkeiten der Berliner Musikkreise. Wie er mit den Waffen des Witzes, der Ironie rücksichtslos für die

Wagnersche Sache gefochten hat, zu einer Zeit, als solch ein Kampf noch nötig war, das sichert ihm einen Platz in der Geschichte der Wagnerbewegung. Ein ergötzliches Denkmal dieser Tätigkeit hat er hinterlassen in seinem *Wagnerlexikon*, *Wörterbuch der Unhöflichkeit, enthaltend grobe, höhrende, gehässige und verleumderische Ausdrücke, welche gegen den Meister Rich. Wagner, seine Werke und seine Anhänger von den Feinden und Spöttern gebraucht worden sind*. Haupt-sächlich hat er sich als Rezensent betätigt. Als solcher vereinte er die Talente eines glänzenden Feuilletonisten, eines temperamentvollen, immer schlagfertigen Kämpen mit einer bedeutenden Kennerschaft in musikalischen Dingen, einem reifen, sicheren Urteil. Wie intensiv ihn geschichtliche Studien beschäftigten, das beweist die von ihm hinterlassene Sammlung von Material zu einer Geschichte der Notenschriften, die einer emsigen Arbeit von annähernd 50 Jahren zu danken ist. Für dies Sorgenkind die daran interessierten Kreise genügend zu gewinnen gelang ihm leider nie. Noch gegenwärtig ist der bei weitem grösste Teil dieses Werkes Manuskript geblieben, und es droht sogar die Gefahr, dass es ins Ausland geht und so der deutschen Forschung ganz unzugänglich bleiben wird. Tapperts letzte Jahre waren getrübt durch freilich nicht ganz unberechtigte Anfeindungen, die ihn schliesslich zwingen sich ganz aus der Öffentlichkeit zurückzuziehen.

×
Nicodé

Nun zu den Lebenden. Von neuen Compositionen sei an erster Stelle genannt das *Gloria* des Dresdener Tonkünstlers J. L. Nicodé. Ein *Sturm- und Sonnenlied* ist diese Symphonie etwas überschwänglich betitelt. Und massloser Überschwang ist auch dasjenige, was zuerst an ihr auffällt, in den Dimensionen (sie dauert 2½ Stunden), in der Verwendung der Mittel (kaum ein zweites Werk der Literatur, nicht einmal Strauss' *Salome*, stellt solche Ansprüche an das Orchester) und in der Art des Ausdrucks, der zwischen den äussersten Grenzen hin und her pendelt, von fast burleskem Naturalismus zum ekstatischsten Dithyrambus springt. Für einen Vorwurf von so gewaltiger Grösse genügt die Erfindungskraft Nicodés nicht. Es zeigt sich in ihr keine urwüchsige Schöpferkraft, keine eigentliche Originalität, nur ein Widerschein dessen, was unsere Zeit bewegt, der Wagnerschen Kunst und der

neueren programmatischen Richtung, wie sie in Richard Strauss ihre Spitze findet. Dieser Widerschein ist freilich im einzelnen unendlich reizvoll. An Meisterschaft der Faktur, blendendem Raffinement findet Nicodés Partitur kaum ihres gleichen. Sie ist gleichsam ein Musterbuch der technischen Errungenschaften unseres Zeitalters. Man wird einst auf sie weisen können, wenn es gilt an einem Beispiel das Wollen und Können unserer Zeit zu zeigen; es ist ein Werk, das den Stand der Musik in Deutschland um 1900 so erschöpfend aufweist wie sonst kaum irgend ein anderes, ein historisches Dokument. Hat aber darüber hinaus an sich doch einen erheblichen künstlerischen Wert wenn man eben vom allerhöchsten Massstab absieht, zumal in den rein symphonischen Teilen, dem Einleitungssatz, den beiden Scherzi, dem breiten Chorsatz gegen das Ende und der *Die stillste Stunde* betitelten Fuge, die meines Erachtens das wertvollste Stück des ganzen Werkes ist. Die Berliner Aufführung unter Oskar Frieds Leitung konnte den höchsten Ansprüchen genügen.

×
Reger

Ein anderes neues Orchesterwerk von Bedeutung führte Weingartner in einem Symphoniekonzert der Berliner königlichen Kapelle zum erstenmal in Berlin auf: Variationen von Max Reger über ein heiteres Thema von Joh. Ad. Hiller. Reger, vor wenigen Jahren noch einer der am heftigsten bekämpften Musiker, hat sich jetzt in ganz Deutschland durchgerungen. Dass er ein wirklicher Meister, ein enormer Köhner, eine musikalische Vollnatur ist, darüber ist man sich jetzt klar. Ebenso deutlich wird es aber auch, dass sein erstaunlich fruchtbares Schaffen gegenwärtig zu einem Stillstand gekommen ist, was den künstlerischen Wert angeht. Er wiederholt sich selbst viel zu viel, ruht auf dem in harter Arbeit Erworbenen aus; ein Stück ist wie das andere. Er fängt also an als Persönlichkeit weniger interessant zu werden. Überraschungen — um mich zwar plump, aber kurz auszudrücken — erscheinen ausgeschlossen. So war mir auch der Ton dieser Variationen durchaus nicht neu. Sieht man die Stücke einzeln an, so ist des Staunens kein Ende über die geistreiche Arbeit, die Fülle der Einfälle, aber das Ganze wirkt wie eine Aneinanderreihung von lauter Einzelheiten, nicht wie ein einheitliches Ganzes. Die Freude am rein Ar-

tistischen tritt darin für mein Gefühl viel zu stark hervor. Ich habe den Eindruck, als ob Reger ohne Mühe noch 30 Variationen zu den schon vorhandenen 30 — so viele mögen es wohl sein — hinzukomponieren könnte, von denen jede einzelne ihr gutes Gewicht hätte. Noch grössere Kunst wäre es aber gewesen aus dieser endlosen Reihe von Möglichkeiten nun eine solche Auswahl zu treffen, die das Wesentliche betont. Die starke Selbstzucht, die für die Kunst so wichtig ist, vermisste ich hier. All dies ausgesprochen mit der schuldigen Hochachtung vor dem Meister Reger. Die Variationen sind natürlich trotz aller Bedenken den besten Orchesterstücken der letzten Jahre hinzuzurechnen.

×
Lieder Im Verlag von Fritz Bauer in Berlin erschienen *Neue Volkslieder auf alte Texte* (aus *Des Knaben Wunderhorn*), drei Hefte zumeist einstimmiger Gesänge mit Klavierbegleitung von James Rothstein. Über *Des Knaben Wunderhorn* in der neueren Musik liesse sich wohl manches sagen. In aller Kürze hier ein paar Andeutungen, um Rothsteins Stellung den Gedichten gegenüber klar zu machen. Mit Johannes Brahms beginnt in der deutschen Musik die Vorliebe für das altdeutsche Volkslied ein wesentlicher Charakterzug zu werden. Mendelssohn und Schumann, die ihm vorarbeiteten, haben sich gleichwohl auf diesem Felde nur nebenbei betätigt. Brahms will durch einen bewusst archaischen Ton sich den Gedichten nähern; er lässt Einflüsse der Musik des 16. Jahrhunderts auf sich wirken. Max Reger folgt auf diesem Wege nach. bringt aber durch einen Einschlag ganz neuzeitlicher Harmonik eine Mischung von feinem Geschmack und ganz eigentümlichem Reiz zu stande. Theodor Streicher, der durch seine *Wunderhornlieder* zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, versucht auf der Basis der Wolfschen (schliesslich auf Wagner zurückgehenden) Schreibweise das Problem zu lösen und lässt, umgekehrt wie Reger, in ein, was Deklamation, Harmonik, Melodik angeht, ganz neuzeitliches Gebilde einen leisen archaischen Ton hineinklingen. Ähnliche Ziele verfolgt Gustav Mahler, der alle Mittel der modernen Technik anwendet, um gerade durch die raffinierte Benutzung dieser reichen Mittel die altertümliche Stimmung auszulösen. Rothstein versucht's auf ganz andere Art. Er hält sich an den

Ton des volkstümlichen Liedes der Gegenwart. Auf diese Weise bringt er zwar nichts, was den musikalischen Feinschmecker besonders reizen kann, aber er bietet hübsch erfundene, frische, recht wirksame Musik, die sich bei aller Einfachheit vom Gewöhnlichen fernhält und feine Züge genug aufweist. Die Lieder seien darum empfohlen.

×
Kurze Chronik In Wien starb Ignaz Brüll, einst ein weitbekannter Komponist. Seine Oper *Das goldene Kreuz* ging über alle Bühnen und hat sich lange in der Gunst des Publikums erhalten. Sie ist jetzt noch nicht vom Spielplan der Theater verschwunden. Von seinen vielen anderen Opern und Kammermusikstücken hört man jetzt kaum etwas mehr. × Von Novitäten seien in Kürze noch angeführt: vortreffliche Variationen des französischen Komponisten Paul Dukas über ein Thema von Rameau für Klavier (in Berlin gespielt von Professor Schmidt-Lindner aus München), ein Werk, das seit Brahms' Zeiten seinesgleichen sucht — Regers grosse Beethoven- und Bachvariationen ausgenommen — und ein Streichquartett in D-dur des bekannten Pianisten E. von Dohnányi, das wenigstens in einigen Teilen von hohem Wert ist und Hoffnungen für die Zukunft weckt. × Einige neue Konzertsäle sind im Herbst in Berlin eröffnet worden. × Die Berliner *Komische Oper* hat mit der Neueinstudierung von Smetanas *Verkaufter Braut* — die leider mit den vielen, musikalisch sinnlosen Streichungen gegeben wurde, die auch auf anderen deutschen Bühnen dieses herrliche Kunstwerk entstellen — und mit Eugen d'Alberts *Tief-land* zwei Zugstücke gefunden, die den Spielplan dauernd beherrschen. Im königlichen Opernhaus ist Peter Cornelius' musikalisches Lustspiel *Der Barbier von Bagdad* neu einstudiert worden. Das von den Kennern immer bewunderte Werk teilt leider mit manchem anderen meisterlichen Stück, namentlich mit dem *Falstaff*, das Schicksal vom grossen Publikum als nicht interessant genug betrachtet zu werden.

KULTUR

Kunstgewerbe / Joseph August Lux

Allgemeine Lage Zehn Jahre des angestrengten Suchens und Findens haben eine solche Fülle von revolutionierenden Ideen und Kräften aus

Licht gezogen, dass wahrscheinlich die nächsten hundert Jahre vollauf damit zu tun haben diese künstlerische Gedankenarbeit ins Leben umzusetzen und der Welt ein neues Antlitz zu geben. Wer den Quellpunkt kennen will, der studiere Ruskin oder die Schriften seiner Jünger, vor allem des William Morris, die *Arts and Crafts-Essays*, die jetzt in einem schönen Band bei Klinckhardt & Biermann in Leipzig erschienen sind, ferner die Werke der neuen englischen Architekten und vergleiche damit die Leistungen auf dem Kontinent, die in dieser Folge hervorgebracht und der deutschen kunstgewerblichen Produktion bis zu einem gewissen Teil die Qualitätsmarke verliehen haben. Die Sache wird für die grosse Allgemeinheit erst belangreich, wenn die Industrie sich entschliesst ihre Herstellungen auf die Höhe des guten Geschmackes zu bringen. Es ist ja bekannt, dass die Industrie nicht Kunst fabricieren kann. Der Begriff *Kunstindustrie* ist ein Unding. Dagegen ist zu verlangen, dass die Erzeugungen der Industrie in formeller Hinsicht geschmackvoll sind, in dem Sinn etwa wie der Salonrock, das Automobil, ein Ruderboot, ein Luxusfuhrwerk, ein Wiener Fiaker usw. geschmackvoll ist. Wir dürfen nicht glauben, dass Peter Behrens bei der Berliner *A. E. G.* individuelle Kunstwerke zu schaffen hat. Er hat vielmehr die Aufgabe der maschinellen Herstellung auch die geschmackvolle, das heisst die sachliche und gefällige Form zu geben, die wir an den Bogenlampen, an den Ventilatoren, an den Schalttafeln, Öfen, Ausschaltern, Kontakten usw. finden wollen, und die dieses technische Um und Auf zu freundlichen Helfern und Dienern der auf die edle Einfachheit gerichteten Architektur machen sollen, während es sich bisher geradezu feindselig gegen die Architekturabsichten benommen und im Geschmack der Werkmeister entweder schauderhaft verziert oder unsäglich roh und mangelhaft in die Erscheinung getreten ist. Wir dürfen nur einen Blick auf die Beleuchtungsmaste in den Strassen werfen, um zu sehen, wieviel es da noch zu reformieren gibt. Behrens wird in Berlin die Architekturaufgaben finden, die dieser ernste und durchaus vornehm gesinnte Künstler braucht. Berlin ist auf dem Wege Kultur zu bekommen. Die einzige Grossestadt Deutschlands hat die Anwartschaft für den guten Geschmack den Ton anzugeben, sobald sie den Schund überwun-

den haben wird. Während Behrens als Architekt berufen ist das Geheimnis der schlicht, fast geometrisch betonten schönen Proportion, die man nicht messen kann, sondern fühlen muss, baukünstlerisch zu verkörpern, steht Bruno Paul, der neue Direktor des Kunstgewerbemuseums im Begriff den Grundatz des eleganten Wohnens zu erneuern und zu befestigen. Dem Publikum sind seine Sachen durch die *Vereinigten Werkstätten* zugänglich, die in Verbindung mit den *Deutschen Werkstätten* in Berlin eine Verkaufsstelle errichtet haben. Auch Paul Schultze-Naumburg, Künstler und unternehmender Organisator, hat in Berlin für seine *Saalecker Werkstätten* eine Verkaufsstelle in Verbindung mit Musteräumen eingerichtet. Romantik und Amerikanismus: diese Verbindung ist unsere Zeitmarke. Berlin, das sich unter dem Einfluss Messels baulich glücklich zu reformieren beginnt, will in seinem Gesamtplan ein künstlerisches Gepräge empfangen und denkt an einen Generalregulierungsplan, der nicht nur nach den einseitigen Gesichtspunkten des Verkehrs, der Hygiene und der wirtschaftlichen Interessen, sondern in erster Linie nach den alles umfassenden künstlerischen Grundsätzen des Städtebaus angelegt ist. Noch sind die ausgezeichneten Architekturen, wie Messels Wertheimbau und in gemessener Entfernung Schaudts *Kaufhaus des Westens* zu sehr mit Schundware angefüllt, um auf eine allgemeine und entscheidende Neigung zur Qualität schliessen zu lassen. Romantik und Amerikanismus und allzuviel von diesem letzten! Trotzdem, Berlin vollendet sich in Riesensprüngen, und jede Kleinigkeit, wie Grenanders schlicht vornehmes Entree zur Untergrundbahn am Leipziger Platz wirkt bedeutsam und erzieherisch. So gibt es an allen Ecken und Enden Ansätze, die zum Ganzen wollen.

× Städtebau ×
Da ich von Berlin und seinen städtebaukünstlerischen Absichten sprach, fällt mir München ein. München tut ein gleiches wie Berlin und richtet eine Lehrkanzel für Städtebau ein, denn der Städtebau ist neuerdings eine werdende und populäre Kunst und Wissenschaft geworden. Ach ja, Wissenschaft. Heimatschutz, Gartenstadtbewegung und Denkmalpflege, in England Praxis, sind bei uns in Deutschland, ach ja, auch Wissenschaft. Aber es wird schon werden. Was München betrifft,

dort ist es auch Praxis. München hat in seiner Bauentwicklung stets auf seine gute volkstümliche Tradition Obacht gegeben, und bei dem Ausbau und der Regulierung der Stadt sind lauter gute Leute dabei gewesen, die fest auf ihren eigenen Füßen stehen, im künstlerischen Betracht nämlich, und darum ist es nicht schief gegangen, und es ist eine Stadt geworden, die fein herangewachsen ist. Dort gehört es zu den selbstverständlichen Voraussetzungen, auch bei der Regulierung, dass die Zukunft der Stadt baukünstlerisch bei dem Künstler steht. Das haben sich auch die Düsseldorfer gedacht, wenigstens was die dortige Kunstgewerbeakademie betrifft, die verwaist ist, seit Peter Behrens nach Berlin gegangen, und die nach dem Wunsch der Düsseldorfer Stadtgemeinde ferner von Professor Olbrich geleitet werden soll. Die Initiative der Stadtverwaltung beweist, dass in Düsseldorf klar erkannt wurde, welchen Wert es für die Kunstgewerbeakademie hat, wenn an der Spitze ein so viel beschäftigter, hervorragender Künstler wie Olbrich steht. Die künstlerische Bedeutung des früheren Direktors Peter Behrens ist unbestritten, und sie kann nicht besser gewürdigt werden, als wenn diesem ein Nachfolger gegeben wird, der an künstlerischer Kraft und Eigenart nicht zurücksteht. Dazu kommt noch, dass Olbrich mit seinen hervorragenden Gaben den Vorzug der ausserordentlichen Weltgewandtheit, der zupackenden Lebensfrische und einer mitreissenden Begeisterungsfähigkeit verbindet, die dem Rheinländer als ein Wahlverwandtes sympathisch ist. Kurzum, die Düsseldorfer Stadtverwaltung hat den enormen Gewinn erkannt, den dieser Künstler für die Schule bedeutet, die mit neuem Leben erfüllt werden soll. Denn es ist kein Geheimnis, dass die Düsseldorfer Kunstgewerbeakademie bisher vollständig isoliert dastand und zu den praktischen Aufgaben der Stadt und des Landes keine Beziehung hatte, obgleich die Leitung über allem Zweifel stand. Das kann sich aber mit einem Schlage ändern, wenn eine Persönlichkeit an die Spitze der Anstalt tritt, die alle jene notwendigen Verbindungen in der Hand hat.

Der Mitteilung von der Ernennung Olbrichs, die durch die Presse ging, folgte aus Berlin die überraschende Meldung, dass sich die Absichten der Regierung — der Düsseldorfer Stadtbeschluss bedarf der ministeriellen Bestätigung, denn die Kunstgewerbeakademie untersteht dem Dezernat des preussischen Handelsmini-

steriums — in einer anderen Richtung bewegen als die Düsseldorfer Wünsche; die Meldung von der Ernennung sei demnach nicht nur verfrüht, sondern es könne vielleicht auch schon gesagt werden: unrichtig, die Regierung wünsche andere Namen auf der Kandidatenliste zu sehen. Sicherem Vernehmen nach soll die Düsseldorfer Stelle einem anderen Architekten angeboten, von diesem aber abgelehnt worden sein. Die Haltung der Regierung in der Olbrich-Angelegenheit wird nicht verfehlen in den fortschrittlich gesinnten kunstgewerblichen Kreisen ein Befremden hervorzurufen. Man darf mit Recht fragen, ob die Regierung eine andere Kunstpolitik treiben darf als jene, die sich mit den künstlerischen Interessen und mit der gedeihlichen Entwicklung der Kunstschule deckt. Die Regierung hat die Pflicht nicht nach persönlichen, sondern nach sachlichen Motiven vorzugehen. Für sie kann nur die Frage gelten, ob die Person des künftigen Direktors die Eignung und die Fähigkeit besitzt die Anstalt auf die Höhe der zeitgemässen Anforderungen zu bringen. Das ist eine Frage, die im Hinblick auf Olbrich auch vom Standpunkt der Reaktion oder der Animosität nicht verneint werden kann.

× **Wien** ×
 Verrückt geht es auch in Wien zu, wo sie dem alten Wagner den Bau des Stadtmuseums an der Karlskirche und die Regulierung des einstens so entzückenden Karlsplatzes streitig machen wollen. Es ist kein Streit um die Sache, sondern ein Streit um die Person. Denn dass der alte und ewig jungfrische Oberbaurat Wagner der einzig Berufene ist, bezweifelt im Ernste niemand. Aber Partei, Partei, Künstlerneid und Brotneid! Wien, das jetzt den 50. Gedenktag feierte, seitdem mit der Auffassung der inneren Wälle und Gräben aus einer alten Festungsstadt eine moderne Grossstadt geworden ist, und das in diesen 50 Jahren Stadterweiterungsepoche viele Bauverbrechen zum Schaden seines entzückenden Kunstbildes ansehen musste, sollte doch froh sein solche Kräfte wie Wagner und seine durchaus eigenartigen Jünger zu besitzen, die im stande sind Wien eine anziehungsreiche künstlerische Note zu geben. Der Städtebau als Wissenschaft wird in 50 Jahren beweisen, wie recht Wagner hatte, wenn er den Vertikalismus der barocken Karlskirche, ein Werk Fischers von Erlach, durch die auf horizontale Entwicklung berechnete Flanke

seines beabsichtigten Museumsbaues zu steigern sucht, wie es auf der anderen Flanke die ebenfalls ausgesprochene Horizontale der Technik tut, nach dem baukünstlerischen Gesetz der Kontrastwirkung, die durch diesen Kontrast erst die volle Harmonie erlangt. Aber die Wiener! Sie sind nicht gesund, wenn sie nicht schimpfen können. Indes, ich denke, die Stadtväter, unter denen der Professor Sturm um die gute Sache vieles Verdienst hat, werden's schon machen.

Dann, weil wir schon in Wien sind, einen Sprung in die *Wiener Werkstätte*, die einzige Werkstätte auf dem Kontinent, wo wirklich künstlerische Qualität gemacht wird, von einem ausserordentlich qualifizierten Arbeiterstand unter der Leitung des einzigen, unvergleichlichen, alles beherrschenden Professors Joseph Hoffmann. Und dann noch in die neue Verkaufsstelle der *Wiener Werkstätte* am Graben, wo alle diese köstlichen Dinge leicht zugänglich sind. Etwas Kleingeld ist dazu nötig; aber es ist nicht schlimm. Und dann haben Sie das Schönste von Schön Wien gesehen. Aber halt! Ins Kabarett müssen Sie noch gehen, ins Kabarett *Fledermaus*, das ebenfalls von Professor Hoffmann gebaut und von der *Wiener Werkstätte* und ihrem Kreis eingerichtet ist. Hier ist das künstlerische Jung Wien zu finden.

× **Kurze Chronik** In Wien findet im Frühjahr der internationale Architektenkongress unter dem Vorsitz des Oberbaurats Otto Wagner statt. — Die sogenannte *Klimtgruppe* in Wien veranstaltete eine Ausstellung für Architektur und angewandte Kunst, die vom Frühjahr bis zum Herbst dauern wird. Von ausländischen Werken wird nur eine Auslese der besten zugelassen. × Van de Velde in Weimar sucht die thüringische Holzschnitzerei neu zu beleben und hat zu diesem Zweck jene Künstler eingeladen, die in den letzten Jahren mit originellen Spielzeugideen hervorgetreten sind.

× **Literatur** Im Verlag von Klinckschardt & Biermann in Leipzig ist eine illustrierte Biographie Giovanni Segnatinis von Franz Servaes erschienen. Es ist die Volksausgabe des kostspieligen Prachtwerkes, das vor wenigen Jahren von der österreichischen Unterrichtsbehörde herausgegeben wurde. Wir können dem Autor

und dem Verlag für die Veranstaltung einer wohlfeilen Ausgabe dieser liebevoll geschriebenen Lebensschilderung nur danken. Dem Buch, das in kürzester Frist schon die 2. Auflage erlebt, kann ich die besten Empfehlungen auf den Weg geben. Der Maler des Lebens an der Grenze des ewigen Schnees hat monumentale Werke geschaffen, die in den Zusammenhang mit der Architektur gehören, zum Beispiel sein Triptychon über die Alpenwelt. Als er das dritte Bild malte, den Tod in der eisigen Schneelandschaft, mit ein paar Hütten, einem Wäglein und einem Sarg, starb der Künstler an den akuten Folgen einer Erkältung im Alter von 41 Jahren. Am 15. Januar wäre sein 50. Geburtstag. Wer sich für das Leben und Schaffen dieses ausserordentlichen Künstlers interessiert — und wer sollte es nicht! — muss nach Servaes' Buch greifen. Es ist das beste, was über den Künstler geschrieben wurde. × Da eben Berliner Städtebaufragen im Vordergrund des Interesses stehen, mag es passend erscheinen, auf die *Stätten der Kultur* hinzuweisen, eine Sammlung von Stadtbildern, die im gleichen Verlag erscheint. In dem Bändchen über Berlin von Wolfgang von Oettinger ist das Kulturbild der Stadt in ihren verschiedenen Jahrhunderten bis heute mit knappen und klaren Strichen gezeichnet. Das gleiche ist von dem Bändchen über Frankfurt a. M. von Paul Ferdinand Schmidt zu sagen, sowie von dem über Bremen von Karl Schäfer. während ein bis in unsere Gegenwart überliefertes, altes, schier unberührtes Städtebild in dem Bändchen über Rothenburg ob der Tauber von Hermann Uhde-Bernays gar anziehend geschildert ist. In unserer baukünstlerisch bestimmten Zeit sind Städte- und Reisecharakteristiken dieser Art sehr willkommen; sie stellen den Blick auf die Hauptsache ein und befähigen aus der Anschauung und aus dem gegebenen Zustand den künstlerischen *genius loci* zu erkennen. In diesem Sinne steht ein Bändchen über Altholland und über eine Reihe anderer Kulturstätten zu erwarten. × *Das Buchgewerbe und die Kultur* (in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/) behandelt die Beziehung des Buchgewerbes zur Wissenschaft, zur Literatur, zur Kunst, zur Religion, zum Staat, zur Volkswirtschaft. Es ist aus Vorträgen entstanden, die nur sehr äusserlich zusammenhängen. Das Zusammentragen von blossem Wissenskram um eine Sache gibt wenig Befriedigung.

Am oberflächlichsten ist die Beziehung des Buchgewerbes zur Kunst dargestellt. Von den künstlerischen Erneuerern des Buchgewerbes ist keine Rede, ebenso wenig von jenen Grundlagen, die für die neue Buchkunst der Ausgangspunkt waren. In einem Werk über die Buchkunst darf eine eingehende Charakteristik der neuen englischen Bewegung auf diesem Gebiet nicht fehlen.

DIVERSA

Bücher

Fürth: Ein mittelbürgerliches Budget Es ist schwer, diesem bei Gustav Fischer in Jena erschienenen Buch in einer

kurzen Besprechung gerecht zu werden. Nicht nur, dass Henriette Fürth die Pflugschar wissenschaftlicher Forschung in ein bisher nicht bebautes Gebiet gestellt hat, sondern auch der Umstand, dass sie in der Darstellung der Ergebnisse ihrer Untersuchungen von den bei verwandten Publikationen bisher üblichen Wegen abweicht und jedenfalls neben ihnen neue Pfade geht, erhöht die Schwierigkeit.

Das Material, das dem Fürthschen Buche zu grunde liegt, ist ein während 10 Jahre sorgfältig geführtes Haushaltungsbuch, das für den ganzen Zeitraum über jeden Verbrauch der anfangs aus 8, später aus 10 Köpfen bestehenden Familie genaue Auskunft gibt. Die beobachtete Familie präsentiert, wie die Verfasserin mit Recht bemerkt, insofern einen neuen Typ, als nicht der Familienvater der einzige Erwerbende ist, vielmehr von der Frau und den erwachsenen Kindern erheblich unterstützt wird. Das Gesamteinkommen der Familie wurde in den letzten 5 Jahren nur zu 46,81 % aus dem Arbeitseinkommen des Mannes gebildet. Bei der Darstellung des Verbrauchs war der Verfasserin es darum zu tun, die Summe zu ermitteln, die die Verpflegung eines Erwachsenen im Haushalt ihrer Gewährsleute erfordert hat. Auf Grund des Materials, das für jeden Monat genau die Zahl der anwesenden Familienmitglieder, wie auch die Zahl der im Hause verpflegten Gäste und Tagearbeiter angibt, war dies möglich. Dieser Aufwand betrug im Durchschnitt der 10 Jahre 90 Pf. Im ersten Berichtsjahre, 1896-1897, war er 88 Pf., sank 1899-1900 auf 81 Pf. und stieg von da an regelmässig bis auf 99 Pf. im Jahre 1905-1906. Der Tiefstand im Jahre 1899-1900 ist nicht durch eine Verbilligung der Lebensmittel herbeigeführt, sondern durch die Einkom-

mensverhältnisse der beobachteten Familie. Die von diesem Jahre an folgende regelmässige Steigerung des Tagesaufwandes für die Ernährung bis zu 99 Pf., also um 22 %, ist aber nicht der Ausdruck einer gleich hohen oder überhaupt einer Verbesserung der Lebenshaltung, sondern sie ist verursacht, wie in dem Kapitel *Das physiologische Budget* nachgewiesen werden soll, durch die Verteuerung der Lebensmittel. In drei physiologischen Budgets wird dann versucht, unter Zuhilfenahme der Aufstellungen von König und Voit über Nährwert der Nahrungsmittel und Menge der für den Menschen erforderlichen Nährstoffe festzustellen, ob die Ernährung der untersuchten Familie den von der Wissenschaft gestellten Ansprüchen genügt. Wir können hier nicht auf die Zuverlässigkeit der von der Verfasserin in diesem Punkte geübten Methode eingehen. Es sei nur bemerkt, dass sie uns nicht ganz stichhaltig erscheint. Der Hauptwert der physiologischen Budgets liegt aber, um mit der Verfasserin zu reden, darin, dass sie die zuverlässige und einwandfreie Grundlage abgeben für einige Betrachtungen, die, die Enge des Einzelfalles verlassend, sich allgemeinen Zuständen und daraus folgenden Erwägungen zuwenden. Den für allgemeine Zustände gezogenen Schlussfolgerungen der Verfasserin können wir zustimmen.

Als Anhang ist der Schrift ein Abschnitt über die Verteuerung der Lebensmittel im Lichte des Massenkonsums beigegeben, der durch Vergleichung der Preise für Lebensmittel mit den Löhnen der städtischen Arbeiter von Frankfurt a. M. und mit der Zahl der von niedrigeren Lohnklassen der Ortskrankenkasse in höhere Lohnklassen aufgerückten Arbeiter den Nachweis erbringen soll, dass durch die in den letzten Jahren eingetretene Steigerung der Preise für Lebensmittel die Lebenshaltung der Arbeiter sich verschlechtert haben muss, weil die Löhne nicht in gleichem Masse gestiegen sind.

Möge das Buch, das die erste Frucht einer neuen Arbeitsmethode auf einem noch nicht bearbeiteten Gebiet und eine wertvolle Bereicherung unserer sozialstatistischen Literatur ist, nicht nur die Beachtung finden, die es wegen seines reichen Inhalts- und auch ganz besonders wegen der hier zum erstenmal angewendeten Methode verdient, sondern möge es auch als Vorbild für weitere Untersuchungen dienen.

JOHANNES HEIDEN